

Malte Thießen

## Gedächtnisgeschichte

### Neue Forschungen zur Entstehung und Tradierung von Erinnerungen

#### I. FORMEN UND FOLGEN DES ERINNERUNGSBOOMS

Historiker können sich vor Paradigmenwechseln kaum noch retten. Umso erstaunlicher ist es, dass Erinnerung und Gedächtnis seit den späten Achtzigerjahren als Leitbegriffe der Geschichtswissenschaft fest etabliert scheinen. Die Omnipräsenz des *memory boom*<sup>1</sup> – deren Kritiker wohl eher von einer permanenten Penetranz sprechen würden – beruht nicht zuletzt auf der Anpassung von Erinnerungs- und Gedächtnis-Konzepten an aktuelle Forschungstrends. Die Bedeutung von Erinnerungen für die Konzeptualisierung von Generationen braucht in diesem Zusammenhang wohl nicht erst hervorgehoben zu werden<sup>2</sup>, aber auch für Konzepte zu einer »Bild-« und »Geräusch-Geschichte« oder zur historischen Traumaforschung ist die Weitergabe von Erinnerungen von erheblicher Bedeutung.<sup>3</sup>

Darüber hinaus bildet das Thema »Erinnerung« seit den Achtzigerjahren die »Schnittstelle von Wissenschaft und Lebenswelt«<sup>4</sup>, was die Attraktivität von Erinnerungs-Forschungen ebenfalls erhöht haben dürfte. In Debatten um das (meist lückenhafte) Gedächtnis von Zeitzeugen wie zuletzt bei Günter Grass, um den Stellenwert des »Dritten Reichs« oder der DDR im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik und natürlich an Jahrestagen sind Erinnerungen ein medialer Dauerbrenner. Auf dem Gebiet der Erinnerungskultur sind Historiker gern gesehene Kommentatoren, gelegentlich sogar Korrektiv kollektiver Erinnerungen an Holocaust, Vertreibung oder Bombenkrieg. Der *public turn*<sup>5</sup> der Zeitgeschichte ist also eng verknüpft mit dem Erinnerungsboom.

1 *Jay Winter*, Die Generation der Erinnerung. Reflexionen über den »Memory-Boom« in der zeit-historischen Forschung, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 5–16.

2 Dass Generationalität v. a. durch Erinnerungskonstrukte, als retrospektive Selbst- und Fremdverortung wirksam wird, haben Jürgen Reulecke und Bernd Weisbrod hervorgehoben. Vgl. *Jürgen Reulecke*, Lebensgeschichte des 20. Jahrhunderts – im »Generationencontainer?«, in: *ders.* (Hrsg.), Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, München 2003, S. VII–XVI, bes. S. VIII; *Bernd Weisbrod*, Generation und Generationalität in der Neueren Geschichte, in: APuZ 8/2005 (21.02.2005), S. 3–9, insb. S. 8.

3 Zum neuesten »approach« einer Geräusch-Geschichte und zur Erforschung eines »akustischen Gedächtnisses« vgl. die Ankündigung des Panels »Akustisches Gedächtnis und Zweiter Weltkrieg« des Georg-Eckert-Instituts zur Tagung »Schlacht um Stalingrad. Rückblick nach 65 Jahren« in Wolgograd Ende Januar 2008. <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/termine/id=8251>> [11. Februar 2008]. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Trauma-Begriff in geschichtswissenschaftlicher Perspektive bietet *Wulf Kansteiner*, Menschheitstrauma, Holocausttrauma, kulturelles Trauma. Eine kritische Genealogie der philosophischen, psychologischen und kulturwissenschaftlichen Traumaforschung seit 1945, in: *Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen* (Hrsg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 3: Themen und Tendenzen, Stuttgart/Weimar 2004, S. 109–138.

4 *Clemens Wischermann*, Vorwort, in: *ders.* (Hrsg.), Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1996, S. 7.

5 *Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht*, Einleitung: Zeitgeschichte als Streitgeschichte, in: *dies.* (Hrsg.), Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945, München 2003, S. 9–18, hier: S. 15.

Von dieser innerdisziplinären Attraktivität abgesehen, sind Erinnerungen und Gedächtnis aber auch interdisziplinäre Zauberworte, mit denen sich gemeinsame Forschungsvorhaben begründen lassen. Das Gedächtnis, so haben Hans J. Markowitsch und Harald Welzer festgestellt, bildet eine »Konvergenzzone zwischen Disziplinen«<sup>6</sup>, in der zentrale Forschungsfragen der Neuro- und Kulturwissenschaften zusammentreffen. Von der Theologie und Philosophie zur Rechtswissenschaft, von der Neurobiologie über die Psychoanalyse bis zur Medien-, Kommunikations- und Geschichtswissenschaft: dem weiten Feld der Erinnerungen nähert man sich seit längerem aus ganz unterschiedlichen Perspektiven.<sup>7</sup> Umso sinnvoller erscheinen daher interdisziplinäre *joint ventures*. Insbesondere die erfolgreichen Kooperationen zwischen neuro- und sozialwissenschaftlichen Projekten haben in letzter Zeit gezeigt, dass die Geschichtswissenschaft hier auf einem ihrer zentralen Gebiete herausgefordert ist, so dass der Mediävist Johannes Fried bereits die Entwicklung »einer neurokulturellen Geschichtswissenschaft«<sup>8</sup> auf die Agenda der Historiker gesetzt hat.<sup>9</sup>

Die gängige Warnung »ohne Erinnerung keine Geschichte«<sup>10</sup> kann von der Geschichtswissenschaft also durchaus wörtlich genommen werden: Eine intensiviertere Beschäftigung mit neuen Gedächtniskonzepten und Untersuchungen zur Weitergabe von Erinnerungen ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt ebenso sinnvoll wie drängend. Für diese Auseinandersetzung soll der folgende Beitrag Einblick in neue Forschungsprojekte sowie Orientierung in der Begriffsvielfalt der verschiedenen »Gedächtnisse« geben. Dieser Überblick ist insofern ein interdisziplinärer, als Arbeiten aus der Neurobiologie, aus der Entwicklungs- bzw. Pädagogischen Psychologie, der Biografieforchung sowie aus den Sozial-, den Medien-, Literatur- und Geschichtswissenschaften herangezogen werden. Dass dabei Berührungspunkte zwischen Neuro-, Sozial- und Geschichtswissenschaft besondere Berücksichtigung finden sollen, ist nicht allein dieser interdisziplinären Perspektive geschuldet. Zugleich hat die Sozial- und Kulturgeschichte großes Potenzial, die gegenwärtige Gedächtnisforschung mit neuen Impulsen, etwa zur soziokulturellen Rahmung von Erinnerungen, zu bereichern. Die interdisziplinären Schnittstellen können daher neue Perspektiven einer geschichtswissenschaftlichen Erinnerungsforschung konturieren.

In diesem Sinne gliedert sich der Beitrag in drei Abschnitte, die der Gedächtnisforschung in immer weiteren Kreisen folgen und damit vom individuellen über das Familien- bis zum kollektiven Gedächtnis reichen, wobei das erste Unterkapitel über Gedächtniskonzepte (II.) von einem Exkurs zur Narrativität von Erinnerungen ergänzt wird (III.). Darauf aufbauend werden aktuelle Studien zum Familiengedächtnis diskutiert, die v. a. mit Überlegungen zur transgenerationellen Tradierung verbunden sind, sich also mit der Weitergabe von Erinnerungen zwischen den Generationen beschäftigen (IV.). Im letzten Abschnitt schließlich finden neuere Studien zum kollektiven Gedächtnis Berücksichtigung, wie sie Historikern vor allem aus der Erinnerungskulturen-Forschung vertraut sind (V.). Zwischen allen drei Bereichen, so viel lässt sich hier bereits vorwegnehmen, sind

6 Harald Welzer/Hans J. Markowitsch, Reichweiten und Grenzen interdisziplinärer Gedächtnisforschung, in: Harald Welzer/Hans J. Markowitsch (Hrsg.), Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2006, 348 S., geb., 36,00 €, S. 7–15, S. 9.

7 Vgl. hierzu den Überblick bei Alexander Kraus/Birte Kohtz, Hirnwindungen – Quelle einer historiografischen Wende? Zur Relevanz neurowissenschaftlicher Erkenntnisse für die Geschichtswissenschaft, in: ZfG 55, 2007, S. 842–857.

8 Johannes Fried, Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik, München 2004, S. 393.

9 Vgl. hierzu auch Achatz von Müller, Wirklichkeit oder Wahrnehmung? Zu Johannes Fried's Studie »Der Schleier der Erinnerung«, in: GG 32, 2006, S. 213–219.

10 So z. B. das Credo von Alphons Silbermann/Manfred Stoffers, Auschwitz: nie davon gehört? Erinnern und Vergessen in Deutschland, Berlin 2000, S. 5.

die Grenzen fließend, gründen Erinnerungen auf individuellen, familiären *und* gesellschaftlichen Wechselwirkungen, was die Gedächtnisforschung komplex, aber auch anschlussfähig an zahlreiche Disziplinen macht. Aber damit befinden wir uns schon mitten in der Diskussion um Konzepte zur individuellen Erinnerung, wie sie im Folgenden präsentiert werden.

## II. KOMMUNIKATIVES, EPISODISCHES UND AUTOBIOGRAFISCHES GEDÄCHTNIS

Wenn Historiker von Erinnerungen sprechen, konzentrieren sie sich bislang meist auf drei Begriffe, die sich geradezu als Troika kulturwissenschaftlicher Gedächtnisforschung bezeichnen lassen. In Anlehnung an Maurice Halbwachs und Jan Assmann unterscheidet man gemeinhin das »kommunikative Gedächtnis«, also die »lebendige Erinnerung« z. B. von Zeitzeugen, das »kulturelle Gedächtnis«, die offizielle Repräsentation von Erinnerungen, sowie das »kollektive Gedächtnis«. Demnach werden individuelle Erinnerungen kommunikativ konstituiert, wobei sie in einem engen Wechselverhältnis, vereinzelt auch im Gegensatz, zu kollektiven Erinnerungsformen stehen, die als offizielle Memorialkultur oder als Geschichtsschreibung kulturell – in Symbolen, Riten und Texten – fixiert sind. Die Grenzen eines solchen Erinnerungsmodells liegen auf der Hand, denn wie die kulturelle Erinnerung findet auch kommunikatives Erinnern, z. B. in der Familie, stets in einem kollektiven Rahmen statt, was Maurice Halbwachs bereits 1925 als »les cadres sociaux de la mémoire« beschrieben hat.<sup>11</sup> Und so plausibel die Gegenüberstellung von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis für frühe Hochkulturen ist, die Jan Assmann untersucht hat<sup>12</sup>, so unbrauchbar erscheint sie für moderne Gesellschaften, wie Angela Keppler hervorhebt: »[...] so wäre die Arbeit am »kommunikativen Gedächtnis« kleiner Gemeinschaften wie der Familie immer bereits eine Arbeit am »kulturellen Gedächtnis« einer sehr viel größeren Sozietät, wie umgekehrt die Erinnerungsarbeit von Gesellschaften und Kulturen wirkungslos bleiben muss ohne eine Verankerung in den lokalen Kommunikationen des Alltags.«<sup>13</sup> Diese begriffliche Unschärfe der Bezeichnungen hat daher zu zahllosen weiteren Differenzierungen, etwa der zwischen »Funktions-« und »Speichergedächtnis« geführt, wobei die binäre Gegenüberstellung auch hier im Grunde erhalten geblieben ist – und immer wieder Anlass für Kritik gegeben hat.<sup>14</sup>

Solche Probleme spielen in den Neurowissenschaften kaum eine Rolle, bleiben Erinnerungsprozesse hier ja per se individualisiert, wird das Gehirn als »cerebrale Landkarte« vermessen oder in »Schaltkreise« zerlegt und die Funktionen verschiedener Gedächtnisregionen mit bildgebenden Verfahren belegt. Einen hervorragenden Überblick über derartige Studien bietet der Sammelband von Harald Welzer und Hans J. Markowitsch, in dem fast alles an prominenten Forschern vertreten ist, was in letzter Zeit der Erinnerung nachgespürt hat. Dabei haben vor allem neurobiologische Studien, so fasst Daniel J. Siegel

11 Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt/Main 1985 (zuerst 1925), insb. S. 121; vgl. Maurice Halbwachs, *Das kollektive Gedächtnis*, Frankfurt/Main 1985 (zuerst 1950), insb. S. 31.

12 Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1999 (zuerst 1992).

13 Angela Keppler, *Soziale Formen individuellen Erinnerns. Die kommunikative Tradierung von (Familien-)Geschichte*, in: Harald Welzer (Hrsg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 137–159, hier: S. 159.

14 Aleida Assmann, *Funktionsgedächtnis und Speichergedächtnis – zwei Modi der Erinnerung*, in: Kristin Platt/Mihran Dabag (Hrsg.), *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*, Opladen 1995, S. 169–185. Aleida Assmann weist in ihrem Beitrag selbst auf die Problematik der »binären Konstruktion« von Erinnerungsmodellen hin.

den Forschungsstand zusammen, das Verständnis von Erinnerungen erweitert. Das Gedächtnis lässt sich demnach nicht als ein Speicherorgan verstehen, in dem Erinnerungsgegenstände aufbewahrt würden, sondern als kontinuierliche Reaktivierung neuronaler Netzwerke. Umwelteinflüsse und Reize fördern im Gehirn die Verknüpfung synaptischer Verbindungen, die bei wiederholter Aktivierung zu immer dichteren Netzen, zu neuronalen Erregungsmustern, zusammengeschlossen werden. Die Formel »neurons which fire together, wire together« ist daher in Kurzform der zentrale neurobiologische Leitsatz, mit dem das Gehirn als »erfahrungsabhängig« beschrieben wird: »Was also bewahrt wird, sind die Wahrscheinlichkeiten, dass Neuronen in einem bestimmten Muster feuern.«<sup>15</sup>

Erinnerungen sind damit Ergebnis eines ständigen Überschreibungsprozesses, da neuronale Netzwerke bevorzugt bei Wiederholung ähnlicher Reize aktiviert, mit neuen Eindrücken verknüpft und neu eingeschrieben werden. Erinnerungen, so fasst der Gedächtnisforscher Wolf Singer diesen Vorgang zusammen, sind Spuren unserer selektiven Wahrnehmung, da das Nervensystem die Umwelt stets nach bereits bekannten Mustern abtastet und »Verschaltungen«<sup>16</sup> mit neuen Eindrücken bevorzugt, wenn diese in bereits bestehende Muster zu passen scheinen. Das Gehirn ist demnach nicht nur in ständiger Überschreibung begriffen und hochgradig selektiv, sondern gewissermaßen ein Gewohnheitstier, oder kurz: Wir erinnern bevorzugt, was unseren Erfahrungen am nächsten kommt. Vor allem aber, darauf weist Singer weiter hin, ist das Erinnerungsvermögen in höchstem Maße abhängig vom Austausch des Individuums mit seiner Umgebung. Sinnessignale werden bevorzugt als neuronale Netzwerke verarbeitet, »wenn sie Folge aktiver Interaktion mit der Umwelt sind.«<sup>17</sup>

Obleich diese Ergebnisse für weiterführende Untersuchungen aller Disziplinen von grundlegender Bedeutung sind, beschränkt sich die Gedächtnisforschung nicht auf neuronale Prozesse. Denn wie avancieren neuronale Hirnaktivitäten zu persönlichen Erinnerungen, die über das Lernen von Umwelteinflüssen und Wiedererkennen von Sinneseindrücken hinausgehen? Zu solchen Fragen finden sich bereits in den Dreißigerjahren Beiträge, die von dem Psychologen Endel Tulving Ende der Siebzigerjahre im Begriff des »episodischen Gedächtnisses« zusammengeführt wurden. Mit dem »episodischen Gedächtnis« unterscheidet Tulving bewusste von vor- bzw. unbewussten Erinnerungen, wie sie im »prozeduralen« und im »perzeptuellen Gedächtnis« als kognitive Fertigkeiten gespeichert werden. Unter letztgenannten Erinnerungsformen lassen sich etwa das Erkennen und Einordnen von Gegenständen oder Automatismen wie Autofahren und Schwimmen verstehen, jene Erfahrungen also, die meist unbewusst ablaufen und als Alltagsroutinen verinnerlicht sind. Das episodische Gedächtnis erlaubt demgegenüber sehr viel komplexere Operationen wie die Vorstellung von einer »subjektiven Zeit, ein auto-noetisches Bewusstsein.«<sup>18</sup> Geschichtswissenschaftlich gesprochen legt das auto-noetische Bewusstsein also eine Brücke vom Gedächtnis zum Geist, von der neuronalen Verknüpfung zur individuellen Erinnerung. Auto-noesis ermöglicht dem Menschen eine lebensgeschichtliche Selbstverortung sowie »mentale Zeitreisen«<sup>19</sup>, bewusste Rückblenden auf die eigene Vergangenheit, und ist folglich Voraussetzung für individuelle Identität.

15 Daniel J. Siegel, Entwicklungspsychologische, interpersonelle und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 19–49, Zitate S. 21, 24.

16 Wolf Singer, Was kann ein Mensch wann lernen?, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 276–285, insb. S. 279–280.

17 Ebd., S. 280.

18 So die Zusammenfassung bei Hans J. Markowitsch, Emotionen, Gedächtnis und das Gehirn. Der Einfluss von Stress und Hirnschädigung auf das autobiographische Erinnern, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 303–322, hier: S. 304.

19 Vgl. Endel Tulving, Das episodische Gedächtnis: Vom Geist zum Gehirn, in: *Welzer*, Warum Menschen sich erinnern können, S. 50–77, hier: S. 51.

Immer wieder hat die Gedächtnisforschung deshalb das Verhältnis von Interaktion und Erinnerungsvermögen in den Blick genommen, scheint hier doch der Schlüssel zur Entstehung des episodischen Gedächtnisses zu liegen. Während Tulving mit Nachdruck behauptet, dass das episodische Gedächtnis kein heuristisches Modell, sondern »biologische Realität«, ja »Teil der objektiven Wirklichkeit«<sup>20</sup> sei, die in klinischen Tests zur Amnesie sowie von bildgebenden Verfahren nachgewiesen worden wäre, konzentriert sich ein Großteil neuerer Studien auf interaktive und soziokulturelle Faktoren des Erinnerns. So wendet sich Katherine Nelson aus entwicklungspsychologischer Perspektive gegen die neurobiologische Vorstellung, das episodische Gedächtnis sei Folge eines »biologischen Reifungsprozesses« oder gar ein »genetisch determinierter neuronaler ›Zusatz‹«.<sup>21</sup> Ihre Untersuchungen setzen sich stattdessen mit dem Zusammenhang von soziokulturellen Milieus, familiärem Erzählstil und individueller Erinnerung auseinander. An Gesprächen zwischen Kindern und Eltern über vergangene Erlebnisse kann Nelson nachweisen, dass in diesen *memory talks* Vergangenheit für Kinder als »narratives Modell«<sup>22</sup> überhaupt erst zu einer handlungsleitenden Kategorie wird, mit der sich beispielsweise eine Lebensgeschichte erzählen lässt. Individuelle Erinnerungen sind folglich abhängig vom sozialen Milieu, das den familialen Interaktionsstil prägt, aber auch vom kulturellen Kontext, in dem Begriffe und Modelle bereitstehen, mit denen das Individuum Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellen kann.

Auf diesen Überlegungen baut ein weiteres Gedächtnismodell auf, das unmittelbar an Tolvings und Nelsons Forschungen anschließt: das »autobiographische Gedächtnis«. Hier haben sich Hans J. Markowitsch und Harald Welzer mit einer Monografie beteiligt, die zum Aspekt der sprachlichen und soziokulturellen Konstituierung von Erinnerungen über die Ergebnisse des Sammelbandes hinausgeht. Diesbezüglich dürften Historiker insbesondere von den Bezügen zur Tradierungsforschung angeregt werden, wie sie mit der Studie »Opa war kein Nazi« einem breiten Publikum bekannt geworden ist. Welzer und Markowitsch sind außerdem um den Handbuch-Charakter ihrer Darstellung bemüht, in der knappe Übersichtsartikel zu einzelnen Begriffen, Phänomenen und Konzepten einen schnellen Einstieg bieten.

Zusammengefasst lässt sich das »autobiographische Gedächtnis« als »biokulturelles Relais zwischen Individuum und Umwelt«<sup>23</sup> bezeichnen, das die individuelle Erinnerung stets mit der Außenwelt abgleicht, um ein kohärentes und sozial verträgliches Selbstbild aufrecht zu erhalten, wie Welzer und Markowitsch hervorheben: »Das verweist darauf, wie eng unser autobiographisches Ich in soziale Standards eingebunden ist, die ziemlich genau definieren, wie sich jemand an welcher Stelle seines Lebenslaufs zu verhalten hat – und man könnte sagen, dass das autobiographische Ich eine soziale Institution ist, die genau diese Passung zwischen dem einzelnen und den anderen herstellt.«<sup>24</sup> In Anlehnung an Untersuchungen zum *memory talk* betonen sie dabei die außerordentliche Bedeutung des Spracherwerbs für autobiografische Erinnerungen. Denn erst das Lernen einer Symbolsprache vermittele »jene Begriffe und Deutungsrahmen, in denen das Kind sich selbst zu verstehen und definieren lernt« und mit denen individuelle Erinnerungen an

---

20 Ebd., S. 59.

21 Katherine Nelson, Über Erinnerungen reden: Ein soziokultureller Zugang zur Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses, in: Welzer, Warum Menschen sich erinnern können, S. 78–94, hier: S. 87, 78.

22 Ebd., S. 86.

23 Hans J. Markowitsch/Harald Welzer, Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2005, geb., 301 S., 29,50 €, S. 259.

24 Ebd., S. 217.

*shared meanings*, an die Erwartungen des sozialen Umfeldes anschlussfähig sind.<sup>25</sup> Im Gegensatz zu entwicklungs- und sozialpsychologischen Forschungen, die meist die Familie als Institution individueller Erinnerungen fokussieren, können Welzer und Markowitsch in diesem Zusammenhang weitere Einflussfaktoren nennen. So spielen Filme, Literatur, gesellschaftlich vermittelte Symbole und Bilder für das autobiografische Gedächtnis eine entscheidende Rolle, da sich in ihnen »Standarderzählungen« von »gruppen- und generationsspezifischen Erfahrungen« verdichten. Das soziokulturelle Repertoire einer Gesellschaft repräsentiere demnach nicht nur vergangene Erlebnisse, die für eine Sprach- bzw. Erinnerungsgemeinschaft bedeutsam sind. Es fungiere zugleich als Indikator für »sozial akzeptierbare Geschichten«<sup>26</sup>, die vom autobiografischen Gedächtnis als eigene Erinnerungen integriert werden.

So gelungen die interdisziplinäre Synthese aktueller Forschungen im Konzept des »autobiographischen Gedächtnisses« ist, so unklar bleibt jedoch dessen Abgrenzung gegenüber vorangegangenen Studien, z. B. zum »kommunikativen« oder zum »sozialen Gedächtnis«. Denn ist das autobiografische Gedächtnis als »soziales Relais« nicht ebenso ein »Ausgangspunkt für individuelle und kollektive Identitätswürfe und dafür, für welche Handlungen man sich in der Gegenwart entscheidet«<sup>27</sup>, wie Welzer das »soziale Gedächtnis« charakterisiert hat? Und ist autobiografische Erinnerung nicht wie das kommunikative Gedächtnis gekennzeichnet durch »ebenjene Dialektik von Individualität und Sozialität, von Geschichte und Privatisierung von Geschichte, die zugleich die Suggestion von Ich- und Wir-Identität wie ihre permanente Veränderung erzeugt«?<sup>28</sup> Statt der ausufernden Terminologie der Gedächtnistheorie also immer neue Begriffe hinzuzufügen, scheint es sinnvoller, das »autobiographische Gedächtnis« als Integrationsmodell zu begreifen, in dem sich sozial- und geisteswissenschaftliche Konzepte mit denen der Naturwissenschaften sinnvoll verbinden lassen. Außerdem, und das ist vor dem Hintergrund der Diskussion um das Verhältnis von kommunikativem und kulturellem Gedächtnis nicht minder bedeutsam, überwindet das »autobiographische Gedächtnis« gängige Dualismen, ist es doch individuell und kollektiv zugleich sowie kommunikativ *und* kulturell determiniert.

Nun könnte man auf den ersten Blick gegen diese Feststellung boshaft einwenden, dass die Gedächtnistheorie damit letztlich wieder zu Maurice Halbwachs zurückgekehrt sei, der ja ebenfalls von einem »autobiographischen Gedächtnis« und von der individuellen Erinnerung als »Ausblickspunkt«<sup>29</sup> des Kollektiven gesprochen hatte. Und doch führt das autobiografische Gedächtnis insofern weiter, als es neue Untersuchungsperspektiven gerade für die Sozialgeschichte eröffnet. So erscheint angesichts des maßgeblichen Einflusses des sozialen Umfeldes eine vertiefte Analyse des gesellschaftlichen Rahmens, innerhalb dessen Erinnerungen konstituiert werden, sinnvoll. Das autobiografische Gedächtnis lenkt damit den Blick auf Untersuchungen von Erinnerungsgruppen wie Familien, auf Erinnerungsmilieus oder sogar auf ganze Erinnerungsgenerationen und ihre normativen Deutungsangebote.

### III. ERINNERUNGEN ODER ERZÄHLUNGEN?

Gleichwohl bleibt bei diesen Gedächtnis-Konzepten eine grundsätzliche Frage ausgeklammert, die erhebliche Bedeutung für die Analyse von Erinnerungsprozessen hat: Wie

25 Ebd., S. 197–198.

26 Alle Zitate ebd., S. 33–34.

27 Harald Welzer, Das soziale Gedächtnis, in: *ders.*, Das soziale Gedächtnis, S. 9–24, hier: S. 11.

28 Harald Welzer, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002, S. 221–222.

29 Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, S. 31.

begegnen uns eigentlich Erinnerungen, wie »materialisieren« sich Gedächtnisspuren zu Untersuchungsgegenständen? Da in den Geisteswissenschaften auf absehbare Zeit nicht mit bildgebenden Verfahren gearbeitet werden dürfte, bleibt also nicht nur die Frage von Bedeutung, wie Erinnerungen entstehen und sich verändern, sondern auch, wie Erinnerungen überhaupt zu Quellen avancieren.

In diese Richtung zielen auch die Arbeiten der Psychologin Karoline Tschuggnall. Die langjährige Mitarbeiterin in Welzers Projekten zur Tradierungsforschung erkundet in ihrer Dissertation das autobiografische Gedächtnis am »Erzählen der eigenen Lebensgeschichte«<sup>30</sup>, genau genommen an Forschungsinterviews, die sie mit drei Angehörigen einer Familie geführt hat. Obgleich das Ausmaß ihrer Theoriebildung in einem gewissen Missverhältnis zu deren Anwendung auf das empirische Material steht, ist Tschuggnalls Methodenmix aus Kultur-, Diskurs- und narrativer Psychologie ungemein aufschlussreich. Mit Bezug u. a. auf Lev Wygotski und Katherine Nelsons Forschungen zum *memory talk* sieht sie in der Sprache *das* Medium für Erinnerungen, da Sprache nicht allein als Ausdruck oder Abbild von Bedeutungen zu verstehen sei, sondern Bedeutung generiere. Wegen dieser Narrativität von Erinnerungen hebt Tschuggnall konsequenterweise jegliche »Trennung zwischen Sprache und Kognition, zwischen Kommunikation und Gedächtnis« auf: »Erst durch die soziale Praxis des Redens«, so stellt sie fest, würden aus »Ereignissen dauerhafte Erinnerungen«.<sup>31</sup> Nicht zuletzt die *childhood amnesia*, das Unvermögen von Kleinkindern, sich an persönliche Erlebnisse zu erinnern, sei für diese untrennbare Symbiose aus Erinnerung und Sprachentwicklung ein schlagender Beweis.

In dieser narratologischen Perspektive kommt Tschuggnall zu einer zweiten, nicht minder wichtigen Erkenntnis: Wenn Erinnerungen rein sprachlich determiniert sind, muss der Dialog erhebliche Bedeutung für die Konstruktion eines autobiografischen Gedächtnisses haben.<sup>32</sup> In den von Tschuggnall untersuchten Lebensgeschichten misst sie folglich dem Zuhörer ebenso große Bedeutung für die Erinnerungsarbeit zu wie dem Erzähler, ja mehr als das: Nicht nur der reale Interviewer habe entscheidenden Anteil an der Konstruktion einer Lebensgeschichte, wenn er mit Einwänden, Fragen, Zustimmung das Gespräch strukturiert. Darüber hinaus richten sich Lebensgeschichten immer auch an einen »impliziten Adressaten«<sup>33</sup>, gehen Mutmaßungen und Vorerwartungen des Erzählers in seine Lebensgeschichte ein und beeinflussen die autobiografische Erinnerung sozusagen in vorausweisendem Gehorsam.

Für die Geschichtswissenschaft sind diese Ergebnisse zur gemeinsamen Verfertigung von Erinnerungen insofern von Bedeutung, weil damit der Forscher ebenfalls zum Gegenstand seiner Forschung wird. Wurden lebensgeschichtliche Interviews bislang meist als Quelle für Sinn- und Identitätsstiftungsversuche des Erzählers interpretiert, käme demnach die Aufgabe hinzu, eine wechselseitige Konstruktion von Lebensgeschichten – und damit die Vorannahmen und Sehgewohnheiten des Forschers – in die Analyse einzubeziehen. Ein treffendes Beispiel bieten hierfür auch die »Erinnerungsgespräche mit

30 Karoline Tschuggnall, Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Psychosozial-Verlag, Gießen 2004, kart., 171 S., 19,90 €, hier: S. 10.

31 Ebd., S. 57, 46.

32 Die Bedeutung des Zuhörers bzw. Interviewers für die Verfertigung von Erinnerungen ist als Untersuchungsgegenstand der hermeneutischen Dialoganalyse bereits in »Opa war kein Nazi« benannt und problematisiert worden, Tschuggnall ergänzt diese Überlegungen noch um Überlegungen aus der narrativen Psychologie. Vgl. Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt/Main 2002, S. 27; Harald Welzer, Hermeneutische Dialoganalyse. Psychoanalytische Epistemologie in sozialwissenschaftlichen Fallanalysen, in: Gerd Kimmerle (Hrsg.), Zur Theorie der psychoanalytischen Fallgeschichte, Tübingen 1998, S. 111–138.

33 Tschuggnall, Sprachspiele, S. 139.

Tätern, Opfern und Mitläufern des Nationalsozialismus«, die der österreichische Historiker Gerhard Botz in einem Sammelband veröffentlicht hat.<sup>34</sup> Sowohl Gedächtnisforscher als auch *oral historians* dürften nach einem flüchtigen Blick in die Beiträge zunächst enttäuscht sein: In den 14 Essays sind ausführliche Interviewausschnitte eine seltene Ausnahme, einige Beiträge verzichten sogar ganz auf Zitate aus den Gesprächen. Stattdessen berichten die Autoren, Studierende eines zeitgeschichtlichen Seminars der Universität Wien, ausführlich über ihre Erfahrungen und Probleme während der Interviews, über ihre Erwartungen und Enttäuschungen – unter »Erinnerungsgesprächen« würde man etwas anderes verstehen. Und doch sind diese Beiträge für die Gedächtnisforschung ein Glücksfall, wenn man die narratologischen Erkenntnisse zur dialogischen Verfertigung von Erinnerungen konsequent zu Ende denkt. Denn in den Erfahrungsberichten spiegeln sich zwar kaum Erinnerungen der befragten Zeitzeugen wider, wohl aber das Geschichtsbewusstsein der Interviewer sowie deren Sinnstiftungsbedürfnisse, wie sich am Beispiel des Beitrags von Léa Todrov deutlich machen lässt.

Todrovs Interview mit einer Französin, die von Widerstandstätigkeit und anschließender KZ-Haft in Ravensbrück berichtet, ist von einem inneren *plot* der Interviewerin strukturiert. So beschreibt die Interviewerin nicht nur ihre »Angst« vor detaillierten Schilderungen des Lager-Alltags, ihre Zurückhaltung gegenüber bedrohlichen Themen oder ihr Bedürfnis nach einer »guten« Geschichte, die »Beweise für ein moralisch und geistig integriertes Leben im Konzentrationslager«<sup>35</sup> liefert. Darüber hinaus benennt sie auch persönliche Identifikationsprozesse, war beispielsweise die Zeitzeugin bei ihrer Ankunft im KZ Ravensbrück genauso alt wie die Interviewerin zum Zeitpunkt des Interviews, was Todrov zu einer außergewöhnlich offenen Feststellung verleitet: »Und da wird mir bewusst, dass ich fast wünsche, ein so aufregendes Leben geführt, solche Geschichten erlebt zu haben. Mein eigenes Leben kommt mir plötzlich so schal vor, langweilig.«<sup>36</sup> Regina Fritz berichtet in ihrem Beitrag über das Interview mit einer ehemaligen KZ-Gefangenen aus Ravensbrück sogar von ihrem »Stolz«-Empfinden, dass sie »in die Geschichte« der Zeitzeugin »eingeweiht worden«<sup>37</sup> sei.

Für den hier aufscheinenden Zusammenhang von Identifikationsprozessen, Erzählstrategien und autobiografischen Erinnerungen lässt sich auf Ulrike Jureits Dissertation zu »Erinnerungsmustern« zurückgreifen, in der das Erzählen von Lebensgeschichten als »Entwurf einer Figur« im Dienste einer gegenwärtigen Sinn- und Identitätsstiftung verstanden wird: »Indem das Individuum sein Leben Revue passieren lässt, wird das Erinnerung in eine subjektive Bedeutungs- und Sinnproduktion eingebunden, die eine textimmanente Trennung zwischen Ereignis, Erfahrung und Deutung nicht mehr ermöglicht.«<sup>38</sup> Erinnerungen, so wäre eine Folgerung aus diesen Überlegungen, sind dem Historiker also allein als Erzählung, als Text präsent, der bewusst oder unbewusst einem inneren *plot* folgt, der wiederum vom gegenwärtigen Kontext, von kulturellen Deutungsmustern oder geschichtspolitischen Debatten abhängig ist. Wegen dieser Beobachtung sind *oral historians* vermehrt dazu übergegangen, bei Aussagen von Zeitzeugen nicht mehr von Erinnerungen, sondern von erzählten Erinnerungen oder gleich von Erzählungen zu sprechen,

34 Gerhard Botz (Hrsg.), *Schweigen und Reden einer Generation. Erinnerungsgespräche mit Opfern, Tätern und Mitläufern des Nationalsozialismus*, Mandelbaum Verlag, 2. erw. Aufl. Wien 2007, brosch., 168 S., 17,80 €.

35 Léa Todrov, »Die Rückkehr war für viele von uns das Schwerste«, in: Botz, S. 21–32, hier: S. 29.

36 Ebd., S. 26.

37 Regina Fritz, »... und die kommt und reißt mir das Kind aus der Hand!«, in: Botz, S. 66–71, hier: S. 71.

38 Ulrike Jureit, *Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*, Hamburg 1999, S. 376.



die »Einblick in einen hochaffektiv besetzten Verarbeitungs-, Konstruktions- und Sinnbildungsprozess [...] geben, wir können auch sagen: in die Subjektivität der Erzähler.«<sup>39</sup> »Erinnerungsmuster« beeinflussen allerdings nicht nur die Erzählungen des Zeitzeugen, sondern ebenso den Zuhörer, der an der sinnstiftenden Konstruktion von Erinnerungen mitarbeitet.<sup>40</sup> Daher schlagen sich in Gesprächen zwischen Zeitzeugen und Interviewern »geschlechterspezifische Rollenvorstellungen« und die Folgen der »Generationenlagerung«<sup>41</sup> nieder, wie sie Gerhard Botz in seiner Einleitung zu den »Erinnerungsgesprächen« beschrieben hat. Ganz gleich, wie hoch man den Erkenntniswert dieser »Erinnerungsgespräche« für Erinnerungen der *Zeitzeugen* einschätzt, geben sie einen ungemein starken Eindruck in das Geschichtsbewusstsein der sogenannten zweiten und dritten Generation, der Kinder und Enkel der Erlebnissgeneration.

Mit der Narrativität von Erinnerungen ist also die Frage zur methodischen Einordnung des Untersuchungsgegenstandes aufgeworfen: Sozial-, Geschichtswissenschaftler und Psychologen scheinen einem narratologischen Verständnis von Erinnerungen insofern zuzuneigen, da dieses ihrem Quellenverständnis am ehesten entspricht. Sie arbeiten mit Interviews meist als Transkript und analysieren dieses – ob inhaltsanalytisch nach Philipp Mayring, nach der Objektiven Hermeneutik, biografietheoretisch oder psychoanalytisch<sup>42</sup> – als Text. Untersuchungsgegenstand ist daher die kommunizierte Erinnerung bzw. die transkribierte Erzählung, an der sich identitätsstiftende Lebens- und konsensstiftende Familiengeschichten untersuchen lassen. Allerdings, und darauf weisen vor allem psychotherapeutische und biografietheoretische Beiträge hin, scheinen sich Erinnerungen keineswegs in solchen Erzählungen zu erschöpfen. »Bei aller Zustimmung« für neuere Forschungen zum »sozialen« oder »autobiographischen Gedächtnis«, so fassen Margret Dörr und Winfried Marotzki u. a. entsprechende Vorbehalte zusammen, »schaut vor allem die Psychoanalytische Pädagogik skeptisch auf die Behauptung, bei Erinnerungen handle es sich um eine »passgenaue Umschreibung von Vergangenheiten«. Denn das Wissen um das Unbewusste und seine Abkömmlinge, um Prozesse von Verdrängung, Spaltung und projektiver Identifizierung sowie von Traumatisierungen stehen dieser Vorstellung eher entgegen.«<sup>43</sup> Das gilt sowohl für individuelle Erzählungen, die in hohem Maße von Emotionen und Unbewusstem geprägt sind, was sich nach Rolf Haubl in »quellenkritisch [...] »falschen«, »emotional jedoch »echten««<sup>44</sup> Deutungen ausdrücken kann. Und auch bei familiären Erinnerungen sollte das Unbewusste und Emotionale stärker Berücksichtigung

39 Dorothee Wierling, Oral History, in: Michael Maurer (Hrsg.), Aufriss der Historischen Wissenschaften. Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81–151, hier: S. 97.

40 Für die vier in Botz' Sammelband veröffentlichten Interviews mit ehemaligen Häftlingen des KZ Ravensbrück ist beispielsweise die Studie von Linde Apel zu Ravensbrück und den späteren Diskursen um die KZ-Haft aufschlussreich. Vgl. Linde Apel, Erinnerungsgeschichten – Jüdische und nichtjüdische Häftlinge im Konzentrationslager Ravensbrück, in: Matthias Brosch/Michael Elm/Norman Geißler u. a. (Hrsg.), Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland – vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung, Berlin 2007, S. 103–114.

41 Gerhard Botz, Einleitung, in: ders., S. 14, 18.

42 Vgl. Olaf Jensen, Zur Methode der vergleichenden Tradierungsforschung, in: Harald Welzer (Hrsg.), Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 2007, kart., 292 S., 10,95 €, S. 260–274, insb. S. 266–270; Wierling, Oral History, S. 136–141.

43 Margret Dörr/Heide von Felden/Regina Klein u. a., Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008, 279 S., brosch., 49,90 €, S. 7–17, hier: S. 8.

44 Rolf Haubl, Die allmähliche Verfertigung von Lebensgeschichten im soziokulturellen Erinnerungsprozess, in: Dörr, S. 197–212, hier: S. 208.

finden, wie die Pädagoginnen Hildgard Macha und Monika Witzke anmerken. Familiengeschichten sind demnach nicht nur das Ergebnis von »Ko-Konstruktionsprozessen«, von wechselseitigen Aushandlungsprozessen über gemeinsame Werte zwischen den Generationen. Darüber hinaus haben Rituale, Wohnatmosphäre oder materielle Ressourcen, die von Macha und Witzke mittels »photogestützter Interviews« erfasst werden, erheblichen Einfluss auf familiäre Transmissionsprozesse und das Erzählen einer »Familienbiographie«.<sup>45</sup>

Nun ist Historikern die Bedeutung materieller, sozialer und kultureller Ressourcen für das Erzählen einer Lebensgeschichte durchaus bewusst. Und doch besteht bei der Analyse von Erinnerungen ein fundamentaler Unterschied zwischen Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse bzw. -therapie, da Un- oder Vorbewusstes für Historiker schwer in Interviewquellen nachweisbar ist.<sup>46</sup> Zwar ist auch die *oral history* bei einer lebensgeschichtlichen Erzählung weniger an einer historischen als an einer subjektiven bzw. emotionalen Wahrheit interessiert. Und ebenso wie Psychologen interpretieren *oral historians* widersprüchliche oder *false memories* als plausible Topoi einer Lebensgeschichte, die für ein kohärentes Selbstbild Bedeutung haben. Bei der Frage nach körperlichen, somatischen oder beziehungs-dynamischen Faktoren für die individuelle Erinnerung müssen sie jedoch meist passen. Dabei sind belastende Erlebnisse, die als »Nachträglichkeit«, als »Spätwirkung pathogener Erfahrungen«<sup>47</sup>, untersucht werden, für die Weitergabe von Erinnerungen zweifellos von ebenso großer Bedeutung wie die Familiendynamik, so dass sich Historiker von psychoanalytischen Forschungen inspirieren lassen könnten. Bei der Arbeit mit Erinnerungszeugnissen wäre es demnach sinnvoll, den gegenwärtigen Erinnerungskontext sowohl zum Zeitpunkt der Erhebung als auch im Rahmen der Auswertung des Interviews zu berücksichtigen, was sich mit der Methode lebensgeschichtlicher Interviews hervorragend in Einklang bringen lässt. »Nachträglichkeit«, so hebt der Psychoanalytiker Friedrich-Wilhelm Eickhoff in diesem Zusammenhang hervor, »verleiht der Erinnerung, nicht dem Ereignis traumatische Bedeutung«.<sup>48</sup>

Aus dieser Macht der Retrospektive folgt zum einen, dass Erlebnissen im gegenwärtigen Kontext eine teleologische Kausalität zugeschrieben wird, dass das autobiografische Gedächtnis also neben der sozialen auch eine zeitliche bzw. eine lebensgeschichtliche Relais-Funktion aufweist. Und zweitens kann Nachträglichkeit auch ein Hinweis sein, dass der Forscher, zum Beispiel im Falle eines Zeitzeugeninterviews, sowohl aktiv als Interaktionspartner als auch passiv als »Modell-Zuhörer«<sup>49</sup> Einfluss auf die Lebensgeschichte nimmt. Erinnerungen aus Interviews, so ließen sich diese Überlegungen mit Karoline Tschuggnall abschließen, wären demnach interaktive Verfertigungen von Erzählungen, die in eine sinnvolle (Lebens-)Geschichte mit kausalen Vergangenheitsbezügen münden.

45 Hildgard Macha/Monika Witzke, Familienbiographien: Ko-Konstruktionsprozesse im Kontext von Werten, Normen und Regeln, in: Dörr, S. 243–261, hier: S. 245, 258.

46 Vgl. dazu auch den Forschungsüberblick bei Alexander von Plato, Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: BIOS 11, 1998, S. 171–200 sowie die aktualisierte Fassung im Forum Qualitative Sozialforschung 5, 2004, unter <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-04/1-04plato-d.htm>> [05. Januar 2008].

47 Jürgen Körner, Erinnern oder »Zurückphantasieren«? Über »Nachträglichkeit« in der Psychoanalyse, in: Dörr, S. 65–71, hier: S. 65.

48 Friedrich-Wilhelm Eickhoff, Über Nachträglichkeit. Die Modernität eines alten Konzepts, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 51, 2005, S. 139–163; vgl. auch ders., On Nachträglichkeit. The modernity of an old concept, in: International Journal of Psychoanalysis 87, 2006, S. 1453–1469. Eickhoff beschäftigt sich in diesem Beitrag auch mit der interdisziplinären Rezeption des Nachträglichkeits-Begriffs, insbesondere in den Kulturwissenschaften.

49 Welzer, »Opa war kein Nazi«, S. 197.

## IV. TRADIERUNG UND TRANSGENERATIONALITÄT IM »FAMILIENGEDÄCHTNIS«

Die Frage nach der transgenerationalen Tradierung, der Weitergabe von Erfahrungen und Erinnerungen von Generation zu Generation, hat insbesondere die psychoanalytische Forschung seit langem beschäftigt. So finden sich in der Familientherapie seit Jahrzehnten Ansätze, die in einer Mehrgenerationenperspektive Störungen und Konflikte von Betroffenen auf unbewusste oder tabuisierte Konflikte zwischen deren Eltern und Großeltern zurückführen.<sup>50</sup> Flankiert werden diese Untersuchungen seit den Achtzigerjahren von Beiträgen aus der Holocaust-Forschung, die von einer transgenerationalen Weitergabe traumatischer Erfahrungen durch Reinszenierungen, Transpositionen oder Delegationen des Traumas an die Nachgeborenen ausgehen.<sup>51</sup>

In den letzten Jahren ist dieses Forschungsfeld durch Studien zu den Folgen von »Kriegskindheiten« erheblich erweitert worden. Vor allem die interdisziplinär zusammengesetzte Forschungsgruppe »Weltkrieg2Kindheiten« (»w2k«)<sup>52</sup> betätigt sich hier mit zahlreichen Tagungen und Sammelbänden einer eigens eingerichteten Buchreihe »Kinder des Weltkrieges« an der Debatte um die Weitergabe von Kriegserfahrungen. Aus der Fülle dieser Arbeiten lässt sich die Erforschung von »Trauma und Resilienz« hervorheben, wie sie in dem Sammelband von Insa Fooken und Jürgen Zinnecker dokumentiert ist. Dieses Begriffspaar ist zum einen geschichtswissenschaftlich interessant, da sich mit »Resilienz« der hoch umstrittene Trauma-Begriff<sup>53</sup> gewissermaßen historisieren lässt. Neuere Ansätze, wie sie die beiden Psychoanalytikerinnen Cornelia von Hagen und Gisela Röper in diesem Band zusammenfassen, weisen nämlich mit »Resilienz« auf eine individuelle »Widerstandsfähigkeit«<sup>54</sup> gegenüber pathogenen Erfahrungen, zum Beispiel schweren Kriegserlebnissen, hin und lenken damit den Blick auf die Vor- und Nachgeschichte von Erfahrungen. Großen Einfluss auf die Nachwirkung belastender Erlebnisse haben demnach persönliche Ressourcen der Betroffenen, zum Beispiel die Unterstützung durch Familie und Freunde oder die Übernahme von Verantwortung für andere.<sup>55</sup> Historikern dürften in diesem Zusammenhang die unterschiedlichen Erinnerungen an das Kriegsende 1945 als naheliegendes Beispiel einfallen, ist die persönliche Deutung dieses Ereignisses doch nicht nur abhängig von der individuellen Ausgangssituation im Mai 1945, sondern mindestens ebenso von der jeweiligen Nachkriegsbiografie.

50 Vgl. u. a. *Eckard Sperling*, Familientherapie unter Berücksichtigung des Dreigenerationenproblems, in: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie* 29, 1979, S. 207–213; *Almuth Massing/Günter Reich/Eckhard Sperling*, Die Mehrgenerationen-Familientherapie, Göttingen 1992.

51 Vgl. *Ilany Kogan*, Der stumme Schrei der Kinder. Die zweite Generation der Holocaust-Opfer, Frankfurt/Main 1998, sowie die Beiträge in der Themenausgabe zu »psychischen Folgen des Holocaust« in: *Psyche* 49, 1995, H. 1.

52 Einen Überblick über Mitglieder und Programm bietet die Homepage der Forschergruppe unter <<http://www.weltkrieg2kindheiten.de/index.htm>> [18. Februar 2008].

53 Als kritische Auseinandersetzung mit dem ebenso inflationär benutzten wie vieldeutigen Trauma-Begriff vgl. neben dem o. g. Beitrag von Kansteiner auch *David B. Pillemer*, Can the Psychology of Memory Enrich Historical Analyses of Trauma?, in: *History & Memory* 16, 2, 2004, S. 140–154; *Harald Welzer*, Die Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen. Eine sozialpsychologische Perspektive, in: *Hartmut Radebold/Werner Bohleber/Jürgen Zinnecker* (Hrsg.), Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen, Weinheim/München 2008, S. 75–94.

54 *Cornelia von Hagen/Gisela Röper*, Resilienz und Ressourcenorientierung. Eine Bestandsaufnahme, in: *Insa Fooken/Jürgen Zinnecker* (Hrsg.), Trauma und Resilienz. Chancen und Risiken lebensgeschichtlicher Bewältigung von belasteten Kindheiten, Juventa Verlag, Weinheim/München 2007, 216 S., brosch., 21,00 €, S. 15–28, hier: S. 15.

55 Vgl. dazu den Forschungsüberblick bei *Emmy E. Werner*, Resilienz und Protektionsfaktoren im Lebensverlauf von Kriegskindern, in: *Fooken*, S. 47–55.

Vom Geschichtsdidaktiker Rolf Schörken findet sich dazu ein ebenso plastisches wie persönliches Fallbeispiel zur »Resilienz bei Kriegsverwundeten«. Auf Grundlage seiner eigenen Erfahrungen mit Kriegsverwundung und Kriegsgefangenschaft betont er die Bedeutung von Kameradschaft, von früherer Anteilnahme oder späteren »Aktivitäten in Beruf und Freizeit«<sup>56</sup> als positive Resilienzfaktoren. Der Resilienz-Begriff könnte daher die verhakete Debatte um den analytischen und heuristischen Wert des Trauma-Begriffs neu befruchten: Denn mit der Einbeziehung lebensgeschichtlicher und sozialer Einflüsse auf den Umgang mit belastenden Erlebnissen lassen sich sowohl die Absolutheit des Trauma-Begriffs aufweichen als auch die langfristige Verarbeitung und Weitergabe von Erfahrungen als dynamischer sowie soziokulturell geprägter Prozess verstehen. Aufschlussreich ist diesbezüglich die These Jürgen Zinneckers, dass öffentliche Sinngebungen wie »Wirtschaftswunder«, Westbindung und Antikommunismus in den Fünfzigerjahren als »Angebote zur Unterstützung kollektiver und individueller Resilienz«<sup>57</sup> für den Umgang mit der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs dienen konnten.

In die Forschungstradition der transgenerationellen Tradierung reihen sich auch die Familientherapeutin Eva Madelung und der Historiker Joachim Scholtyseck ein. Die in ihrem Band veröffentlichten Interviews mit Kindern von Widerstandskämpfern sollen einen Eindruck von den Folgelasten der elterlichen Erfahrungen, ja von der Weitergabe traumatischer Erfahrungen an die Kinder der Betroffenen geben. »Eine Übernahme von Schuld und Rache«, so stellt Madelung einleitend fest, könne »tatsächlich über viele Generationen hinweg stattfinden.«<sup>58</sup> Diese Tradierung sei weniger eine Weitergabe über Erzählungen als eine un- bzw. vorbewusste Weitergabe, zumal die Eltern über Erfahrungen meist geschwiegen hätten, der Widerstand lange Zeit tabuisiert worden sei. So sinnvoll unbewusste Tradierungsprozesse als Analyse-kategorie sein können, so problematisch sind sie jedoch als erzählstrukturierende Vorannahmen in den Interviews. Denn in diesen findet sich oft ein geradezu penetrantes Abfragen von Rede-verböten, Tabus oder unausgesprochener Schuldübernahme durch die zweite Generation. »Nachträglichkeit« scheint demzufolge zwar eine sinnvolle analytische Kategorie zu sein, mit der narrative Interviews untersucht, nicht aber geführt werden können. In dieser Hinsicht ist auffällig, wie sich einige der Befragten den Vorannahmen der Interviewer entziehen, so in dem Gespräch mit Wibke Bruns oder der Tochter von Julius Leber, die jegliche Tabuisierungs-, Verschweigens- und Opfer-Thesen der Interviewer mit Nachdruck zurückweisen.<sup>59</sup>

An diesen Fällen zeigen sich schnell die Grenzen eines rein familientherapeutischen Zugangs zu Zeitzugenerinnerungen und damit die Folgen psychoanalytischer »Überdeutung« von Interviews, auf die der Psychologe Volker Kraft zu Recht hingewiesen hat.<sup>60</sup> Um die Psychoanalyse an dieser Stelle gleich in Schutz zu nehmen: Auch die Geschichtswissenschaft trägt in diesem interdisziplinären Sammelband wenig zur Präzisierung des Erinnerungs- und Tradierungsbegriffs bei. Joachim Scholtyseck orientiert sich in seinen »methodischen Betrachtungen eines Historikers« allein an Objektivitätskriterien, mit denen er die Zeitzugenerbefragung zu einem »probatem Mittel zur Rekonstruktion histori-

56 Rolf Schörken, Resilienz bei Kriegsverwundeten. Ein lebensgeschichtlicher Diskussionsbeitrag, in: *Fooken*, S. 39–46, hier: S. 46.

57 Jürgen Zinnecker, Schlusswort: Ein Kommentar aus historisch-gesellschaftlicher Perspektive, in: *Fooken*, S. 197–210, hier: S. 207.

58 Eva Madelung, Einleitung, in: *dies./Joachim Scholtyseck*, Heldenkinder, Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren, Verlag C. H. Beck, München 2007, 308 S., geb., 24,90 €, S. 7–20, hier: S. 10.

59 Vgl. das Interview mit Wibke Bruhns, in: *Madelung*, S. 148–165, insb. S. 150, 154–155 sowie das Interview mit Katharina Christiansen, in: *Madelung*, S. 193–208, insb. S. 203.

60 Volker Kraft, Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik, in: *Dörr*, S. 35–48, insb. S. 42–45.

scher Umstände«<sup>61</sup> adeln möchte. Diese Absicht findet offenbar auch im Publikum rege Anteilnahme, lobte beispielsweise Gabriele von Arnim in der »Zeit« die Interviews vor allem wegen ihrer Eindringlichkeit und Authentizität: »Doch manche Sätze brennen sich ein. Weil sie die Klarsichtigkeit und Bedrängnis aufscheinen lassen, in denen diese aufrechten und so unglaublich couragierten Männer und Frauen damals lebten.«<sup>62</sup>

Solche positivistischen Kurzschlüsse fallen hinter den Stand der von Scholtyseck genannten Forschung zurück, werden Zeitzeugen-Erinnerungen in der *oral history* doch keineswegs allein auf »Mutmaßungen und Fakten«<sup>63</sup> geprüft. Insofern lässt sich das Potenzial von Interviews auch kaum mit Verweisen auf den Droysen'schen Quellenbegriff ausschöpfen, wie Scholtyseck nahelegt, vielmehr sind die Gespräche mit Kindern von Widerstandskämpfern gerade in ihrer Widersprüchlichkeit hochinteressante Quellen. So geben die unterschiedlichen Milieus der Kinder, deren Eltern aus dem kommunistischen, sozialdemokratischen, kirchlichen und militärischen Widerstand stammen, Hinweise auf spezifische Erinnerungsmuster in der Bundesrepublik und DDR: Während im Westen der 20. Juli erst allmählich seinen Platz in der öffentlichen Erinnerungskultur fand, waren kommunistische Widerstandskämpfer ein integraler Bestandteil im geschichtspolitischen Symbolhaushalt des Ostens. So berichtet beispielsweise Petra Schneiderheinze von öffentlichen Auftritten ihres Vaters in der DDR, auf die sie »stolz«<sup>64</sup> gewesen sei und die Anlass für Familienerzählungen gegeben haben dürften. Noch präsenter wird in diesem Interview allerdings die Lebensgeschichte der Interviewten selbst, die an der Widerstandserfahrung ihres Vaters, an dessen »Gefühl des Ausgegrenztseins« im Nationalsozialismus, eine Parallelerzählung zu ihren eigenen Ängsten und Problemen in der DDR und nach 1989 entwirft.

Nach bisherigen Erkenntnissen scheinen derartige Analogiebildungen und Aktualisierungen ein geradezu konstitutives Element für die Tradierung von Erinnerungen zu sein. Als »Wechselrahmung« haben Harald Welzer, Robert Montau und Christine Pläß dieses Phänomen bei deutschen Familienerzählungen beschrieben, würden deutsche Kriegserfahrungen doch häufig mit Symbolen und Topoi des Holocaust erzählt.<sup>65</sup> Für die DDR haben Claudia Lenz, Sabine Moller und Dorothee Wierling auf ein ähnliches Phänomen der Analogiebildung hingewiesen, wie sie sich im obigen Interview mit Petra Schneiderheinze findet: Die Erinnerung an die NS-Zeit wird in den Mustern der späteren DDR gewissermaßen erklärbar – und umgekehrt, so dass »die NS-Vergangenheit für Ostdeutsche eine spezifische Aktualität«<sup>66</sup> zu besitzen scheint. In dem Band von Madelung und Scholtyseck finden sich sogar noch aktuellere Analogiebildungen. Heinz Hermann Niemöller, der Sohn Martin Niemöllers, beschreibt die Aktivitäten heutiger Nichtregierungsorganisationen beispielsweise als eine Art Vermächtnis des Widerstandes.<sup>67</sup> Solche zeitgemäßen Aktualisierungen sind nicht nur Indiz für die stetige Synchronisationsleistung des autobiografischen Gedächtnisses, sondern grundlegende Voraussetzung für die Wei-

61 Joachim Scholtyseck, Methodische Betrachtungen eines Historikers, in: *Madelung*, S. 21–33, hier: S. 25.

62 So in der Rezension von *Gabriele von Arnim*, Was würde Vater jetzt sagen?, in: *Die Zeit*, Nr. 50, 6.12.2007, S. 39.

63 Scholtyseck, S. 25.

64 Interview mit Petra Schneiderheinze, in: *Madelung*, S. 59–69, hier: S. 61.

65 Harald Welzer/Robert Montau/Christine Pläß, »Was wir für böse Menschen sind!«. Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen, Tübingen 1997, S. 152; vgl. auch Welzer, »Opa war kein Nazi«, S. 90–97.

66 Claudia Lenz/Sabine Moller, Die Gegenwart der Vergangenheit: Gruppendiskussionen über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust in (Ost)Deutschland [sic!] und Norwegen, in: *Karoline Tschuggnall* (Hrsg.), *Erinnerung & Emotion* (Psychologie und Gesellschaftskritik 118), Pabst Science Publishers, Lengerich 2006, 136 S., brosch., 13,00 €, S. 57–81, hier: S. 78.

67 Vgl. Interview mit Heinz Hermann Niemöller, in: *Madelung*, S. 71–87, hier: S. 87.

tergabe von Erfahrungen. Denn offenbar können Familienerinnerungen erst dank ihrer Vieldeutigkeit und intergenerationellen Anpassungsfähigkeit die Basis für das Familiengedächtnis legen – und von Generation zu Generation weitergegeben werden: »Im Familiengedächtnis sind seine Kriegserinnerungen [...] alleine über jene Geschichten repräsentiert, die sich nach den Vorstellungen der nachfolgenden Generationen umformen lassen«<sup>68</sup>, oder kurz: Je ungenauer und vieldeutiger die Erinnerung, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit ihrer transgenerationalen Tradierung.

Diese These ist auch ein Leitmotiv für ein umfangreiches Anschlussprojekt an die deutsche »Opa war kein Nazi«-Studie, das die Weitergabe von Erinnerungen in Dänemark, Kroatien, den Niederlanden, in Norwegen, der Schweiz und Serbien untersucht hat. Diese europäische Ausweitung der Tradierungsforschung ist nicht nur dem Vergleichsaspekt geschuldet. Sie trägt ebenso einer zunehmenden Europäisierung, ja »Universalisierung«<sup>69</sup> der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg Rechnung, dem gemeinsamen Bezugspunkt der hier veröffentlichten Länderstudien. Tatsächlich lassen sich viele Ergebnisse der Einzelbeiträge auf eine Linie bringen, so die Wirkungsmächtigkeit »nationaler Basiserzählungen«, die Claudia Lenz und Harald Welzer in Anlehnung an den Historiker Claus Bryld und die Ethnologin Anette Warring als Erinnerungsrahmen für Familiengeschichten einführen.<sup>70</sup> Diese kollektiven *master narratives*, z. B. die Erzählung vom vereinten nationalen Widerstand gegen die deutschen Besatzer, bilden demnach einen »leitenden Interpretationsrahmen für die Erinnerung der Einzelnen an ihre eigenen Erlebnisse« und vermitteln sowohl zwischen Individuum und Gesellschaft als auch zwischen »generationell differierenden Deutungen«<sup>71</sup> innerhalb der Familien. Dass nationale Basiserzählungen in der dritten, also der Enkel-Generation, vor allem medial vermittelt werden, ist eine wichtige Ergänzung aus der dänischen Studie: In Dänemark fungiert etwa die äußerst populäre Serie »Matador« bis heute »als unhinterfragte Quelle für die gemeinsame Vorstellung von der Vergangenheit«<sup>72</sup>, die Bilder, Motive und Topoi für das Familiengedächtnis bereitstellt.

Die Funktion von Basiserzählungen als »Scharnierstellen zwischen nationaler und familiärer Konsenserzählung«<sup>73</sup> ist ein noch bemerkenswerteres Ergebnis dieses Bandes, wenn sie auf die Ergebnisse des deutschen Vorgängerprojekts bezogen wird: Für die Bun-

68 Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, Familienerinnerungen. Kriegserlebnisse in den Geschichten dreier Generationen, in: Elisabeth Domansky/Harald Welzer (Hrsg.), Eine offene Geschichte. Zur kommunikativen Tradierung der nationalsozialistischen Vergangenheit, Tübingen 1999, S. 57–73, hier: S. 72–73.

69 Harald Welzer/Claudia Lenz, Opa in Europa. Erste Befunde einer vergleichenden Tradierungsforschung, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 7–40, hier: S. 32. Zum »Holocaust« als Referenzpunkt europäischer Erinnerung und Identität vgl. Wolfgang Schmale, Geschichte der europäischen Identität, in: APuZ 1–2/2008, S. 14–19 sowie Uffe Østergård, Der Holocaust und europäische Werte, in: ebd., S. 25–31.

70 Zur »nationalen Basiserzählung« als kollektivem Referenzrahmen für individuelle Erinnerungen vgl. bereits die Dissertation von Claudia Lenz, Haushaltspflicht und Widerstand. Erzählungen norwegischer Frauen über die deutsche Besatzung 1940–1945 im Lichte nationaler Vergangenheitskonstruktionen, Tübingen 2003, S. 10–13.

71 Beide Zitate Welzer, Opa in Europa, S. 17.

72 Lars Breuer und Isabella Matauschek weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Ende der Siebzigerjahre erstmals ausgestrahlte Serie bis heute, etwa als DVD-Version, nach wie vor Erfolge feiert. Lars Breuer/Isabella Matauschek, »Seit 1945 ist ein guter Däne Demokrat«. Die deutsche Besatzungszeit in der dänischen Familienerinnerung, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 76–111, hier: S. 85.

73 So die treffende Umschreibung von Claudia Lenz in ihrer Studie zu Norwegen, Claudia Lenz, Vom Widerstand zum Weltfrieden. Der Wandel nationaler und familiärer Konsenserzählungen über die Besatzungszeit in Norwegen, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 41–75, hier: S. 51.

desrepublik hatten Welzer u. a. ja gerade von einer klaffenden Lücke zwischen »Lexikon« und »Album«<sup>74</sup>, zwischen »der öffentlichen Erinnerungskultur auf der einen Seite und familiärer Tradierung auf der anderen Seite«<sup>75</sup> gesprochen – eine Feststellung, die beim Erscheinen von »Opa war kein Nazi« für helle Aufregung gesorgt hatte. Allerdings wird dieser Dualismus von neuen Studien zur westdeutschen Erinnerungskultur zunehmend infrage gestellt, vor allem, wenn man den Blick von nationalen auf lokale Erinnerungsformen lenkt, in denen deutsche Helden- und Opfererzählungen bis heute als wichtige öffentliche Bezugspunkte dienen.<sup>76</sup> Und auch Untersuchungen wie Sabine Mollers Dissertation zum Verhältnis von ostdeutschen Familienerinnerungen und Erinnerungskultur haben das Verhältnis zwischen Familiengedächtnis und Basiserzählungen neu gewichtet.<sup>77</sup> Der in Welzers europäischer Vergleichsstudie zu Recht herausgestellte Einfluss von Basiserzählungen für das Familien- und autobiografische Gedächtnis müsste daher dringend auf (deutsch-)deutsche Forschungen übertragen werden, wobei die Geschichtswissenschaft hier an zahlreiche erinnerungskulturelle Arbeiten anschließen könnte, wie das folgende Kapitel zeigen soll.

Bemerkenswert ist noch ein weiteres Ergebnis des Europavergleichs, die Tradierungsprozesse in Kroatien und Serbien, die von denen Nord- und Westeuropas erheblich abweichen. Im ehemaligen Jugoslawien hat der Zweite Weltkrieg seine Bedeutung als kollektiver Bezugspunkt mittlerweile fast vollständig verloren, stehen die Kriegserfahrungen der Großeltern in Konkurrenz zu neuen Erfahrungen der Kinder und Enkel mit Krieg und Bürgerkrieg seit den Neunzigerjahren.<sup>78</sup> Derartige Aktualisierungen und Überlagerungen bleiben allerdings nicht nur auf den Kreis der Betroffenen neuer Kriege beschränkt. Auch in skandinavischen Ländern und in der Bundesrepublik bilden »Bosnien« oder der Nahostkonflikt mittlerweile eine Folie für Erzählungen des Zweiten Weltkriegs und spiegeln damit eine »Gegenwartsbezogenheit«, die schnell »in eine überzeichnete Universalismus-Theorie münden«<sup>79</sup> kann, wie Olaf Jensen und Sabine Moller warnen. Auch wenn man diese ständige Anpassung der Erinnerung an gegenwärtige Erfahrungen durchaus kritisieren kann, scheint sie in erster Linie ein Beleg für die stetige Überschreibung der individuellen Erinnerung durch gegenwärtige Erfahrungen zu sein, wie sie als Synchronisierungsleistung des autobiografischen Gedächtnisses beschrieben worden ist.

74 Welzer, »Opa war kein Nazi«, S. 7–13, 163–169.

75 Welzer, Opa in Europa, S. 9.

76 Ein gutes Beispiel geben hierfür aktuelle Studien zum Gedenken in Städten und in der Region, das in erster Linie die Deutschen als Kriegs- und Vertreibungs-Opfer oder als Wiederaufbauhelden fokussierte und mit diesen Deutungen einen äußerst identitätsstiftenden Referenzrahmen für das Familiengedächtnis bot. Vgl. u. a. Jörg Arnold, »Krieg kann nur der Wahnsinn der Menschheit sein!« Zur Deutungsgeschichte des Luftangriffs vom 22. Oktober 1943 in Kassel, in: Dietmar Süß, Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung, München 2007, S. 135–149; Alon Confino, »This lovely country you will never forget«. Kriegserinnerungen und Heimatkonzepte in der westdeutschen Nachkriegszeit, in: Habbo Knoch (Hrsg.), Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945, Göttingen 2001, S. 236–251; Malte Thießen: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, München/Hamburg 2007; ders., Gemeinsame Erinnerungen im geteilten Deutschland. Der Luftkrieg im kommunalen Gedächtnis der BRD und DDR, in: Deutschland Archiv 41, 2008, S. 226–232.

77 Vgl. Sabine Moller, Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland, Tübingen 2003.

78 Vgl. Natalija Bašić, Wen interessiert heute noch der Zweite Weltkrieg? Tradierung von Geschichtsbewusstsein in Familiengeschichten aus Serbien und Kroatien, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 150–185, insb. S. 179–180.

79 Olaf Jensen/Sabine Moller, Streifzüge durch ein europäisches Generationengedächtnis. Gruppendiskussionen zum Thema Zweiter Weltkrieg im interkulturellen und intergenerationellen Vergleich, in: Welzer, Krieg der Erinnerung, S. 229–259, beide Zitate S. 256.

Obgleich sich die Geschichtswissenschaft seit den späten Siebzigerjahren bei der Arbeit mit lebensgeschichtlichen Interviews als Vorreiterin hervorgetan hat und Pionierarbeiten wie die Studie zu »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet« von Lutz Niethammer oder das nicht minder ambitionierte Projekt von Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling zur »Volkseigenen Erfahrung« in der DDR den Grundstein auch für sozialwissenschaftliche Projekte gelegt haben, sind Historiker auf dem Gebiet der Familienerinnerungen zurzeit vergleichsweise unterrepräsentiert. Wegen dieser Zurückhaltung müssen neue geschichtswissenschaftliche Projekte zur Tradierung von Erinnerungen im »Familiengedächtnis« umso größere Aufmerksamkeit finden, wie die Arbeit von Margit Reiter. Für ihre Studie hat die österreichische Zeithistorikerin 20 Interviews mit »Kindern der Täter«<sup>80</sup> geführt, wie Reiter Nachgeborene ehemaliger NSDAP-Funktionäre, SS- und NSDAP-Mitglieder bezeichnet. Neben den »Tischgesprächen« von Angela Keppler bezieht sie sich dabei v. a. auf Arbeiten aus der *oral history* und auf Ergebnisse der Welzer-Projekte, um Formen und Funktionen familiärer Erinnerungen zu bestimmen. Darüber hinaus setzt Margit Reiter zeitgeschichtliche Akzente. Denn im Gegensatz zu bisherigen Studien, die einen erinnerungskulturellen Kontext und dessen Bedeutung für familiäre und individuelle Erinnerungen zwar konstatieren, diesen Kontext jedoch meist oberflächlich erschließen, macht Reiter diesen Rahmen des »Familiengedächtnisses« explizit. Sie beschreibt den »vergangenheitspolitischen« ebenso wie den sozialgeschichtlichen Kontext für Tradierungen, differenziert »sekundäre Gedächtnisträger wie Schule, Universität, Literatur und Film«<sup>81</sup> und zeigt deren Einfluss auf individuelle Deutungen des Nationalsozialismus.

Darauf aufbauend entwirft Reiter ein vielschichtiges Erinnerungsmilieu, das im Fall der Kindergeneration durch Jugendlager, Turnverbände, Familientreffen geprägt ist und das gravierenden Einfluss auf Erinnerungs- und Tradierungsprozesse in den Familien hat. Besonders hervorzuheben sind diese Milieustudien, weil Reiter den soziokulturellen Rahmen sowohl als Bestätigung als auch als Korrektiv individueller Erinnerungen begreift. Als »Irritationen« können sie fundamentale Umdenkprozesse bewirken, mit denen sich Erzählungen innerhalb der Familie verändern und der Konsens der Familiengeschichte in Gefahr gerät. Im Familiengedächtnis, so ließe sich mit Alexander von Platons Kritik an »Opa war kein Nazi« zusammenfassen, herrscht eben nicht nur Konsens, sondern auch Konflikt<sup>82</sup> – und gerade die offizielle Erinnerungskultur bietet hierfür häufige Anlässe, wie Reiter zeigen kann.

Neben dieser zeitgeschichtlichen und vergangenheitspolitischen Kontextualisierung wirft noch ein dritter Schwerpunkt in Reiters Studie eine neue Perspektive auf die Tradierung von Erinnerungen: ihre Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Weitergabe von Erfahrungen. Anhand der Erzählmuster zwischen Müttern bzw. Vätern und Töchtern bzw. Söhnen zeichnet Reiter spezifische »Vater-« und »Mutterbilder« nach, die von der zweiten Generation fortgeschrieben und stetig erweitert oder korrigiert werden. Das Ver-

80 Margit Reiter, *Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis*, Studienverlag, Innsbruck/Wien etc. 2006, geb., 331 S., 29,90 €, S. 20.

81 Reiter nennt als vergangenheitspolitischen Kontext nicht allein Phänomene der justiziellen Auseinandersetzung mit der NS-Zeit, wie Vergangenheitspolitik seit der klassischen Definition von Norbert Frei verstanden wird – in diesem Fall also Entnazifizierung, Wiedergutmachung, Reintegration –, sondern bezieht sich hier auch auf allgemeinere, also erinnerungskulturelle und geschichtspolitische Entwicklungen, z. B. im Kultur- und Bildungsbereich. Vgl. Reiter, S. 23, 42–45, sowie die Definition bei Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1997, S. 13, 24.

82 Alexander von Plato, *Wo sind die ungläubigen Kinder geblieben? Kritik einiger der Thesen des Projektes »Tradierung von Geschichtsbewusstsein«*, in: *WerkstattGeschichte* 30, 2001, S. 64–68, hier: S. 67.



hältnis zwischen Eltern und Kindern hat demnach nicht nur Bedeutung für die grundlegende Frage, ob Erinnerungen überhaupt weitergegeben wurden, was im Übrigen keineswegs so selbstverständlich ist, wie bisherige Studien suggerieren, sondern auch für die Frage, wie Erinnerungen weitergegeben werden. So fungieren Mütter häufig als Identifikationsobjekte für deren Kinder und als Fixpunkt für entlastende Opfer- oder positive Heldengeschichten wie die von der tapferen »Trümmerfrau«.<sup>83</sup>

Mit der Einbettung des Familiengedächtnisses in Erinnerungsmilieus, in nationale Basiserzählungen und gesellschaftliche Debatten zur NS-Zeit oder in die Erinnerungsarbeit von Bildungseinrichtungen wie der Schule gehen letztgenannte Arbeiten weit über den familiären Rahmen psychoanalytischer Tradierungsforschungen hinaus. Im Familiengedächtnis konstituiert sich Familie ebenso als konsensstiftende Erinnerungsgemeinschaft wie als »Relais zwischen biografischem Erinnern auf der einen und öffentlicher Erinnerungskultur sowie offiziellen Geschichtsbildern auf der anderen Seite«.<sup>84</sup> Von der soziokulturellen Einbettung abgesehen, wäre noch ein weiteres Ergebnis neuer Tradierungsforschungen hervorzuheben: die Wechselseitigkeit der transgenerationellen Weitergabe. Familiäre Tradierung ist keine Einbahnstraße, auf der Erfahrungen wie ein Staffelstab von Generationen zu Generation weitergereicht werden, wie »Transmissions«-Konzepte von Nachträglichkeit oder Delegation nahe legen.<sup>85</sup> Das Familiengedächtnis ist vielmehr ein intergenerationelles Beziehungsgeflecht, das auch auf die Erlebnisgeneration zurückwirkt. Dank dieser Wechselseitigkeit familiärer Tradierung können sich auch die Selbstbilder der Zeitzeugen wandeln, so dass sich nicht nur die Enkel, sondern ebenso einige Opas entgegen den Tatsachen erinnern könnten, sie seien »kein Nazi« gewesen.

#### V. VOM »KOMMUNALEN« ZUM »KOLLEKTIVEN« UND »MEDIALEN GEDÄCHTNIS« – ERINNERUNGSTRÄGER UND –KONTEXTE

Nach dem individuellen und dem Familiengedächtnis soll der Blick abschließend auf größere Gedächtnisse und damit auf Forschungen gerichtet werden, die Gruppen, Gesellschaften oder ganze Nationen als Erinnerungsgemeinschaften untersuchen. Auf diesem Gebiet sind weniger die Neuro- als die Geisteswissenschaften aktiv, aber auch Sozialpsychologen, Politologen und Medienwissenschaftler machen sich mit unterschiedlichen Erinnerungskonzepten an die Vermessung »kollektiver Gedächtnisse«.

Auf einer ungewöhnlich niedrigen, ja Mikroebene wendet sich die Anthropologin Francesca Cappelletto diesem Phänomen zu, genau genommen dem »kommunalen Gedächtnis« in zwei toskanischen Dörfern. Diese beiden Orte waren im Sommer 1944 Schauplatz zweier Massaker von SS- und Wehrmachtseinheiten, in denen mehrere Hundert Menschen, darunter viele Frauen und Kinder, getötet wurden. In ihren Interviews kann Cappelletto wechselseitige Bezüge zwischen den Erzählungen der Überlebenden nachzeichnen und ein dichtes »Netz von narrativen Bezügen«<sup>86</sup> entwirren. Im Laufe der Jahrzehnte hätten sich demnach standardisierte Meistererzählungen kondensiert, die mittlerweile sogar von Unbeteiligten und Nachgeborenen übernommen und als eigene Erfahrungen ausgegeben werden. Der Sommer 1944 diene den Einwohnern daher bis heute als

83 Vgl. *Reiter*, S. 48, 113, 189–195.

84 *Welzer*, *Opa in Europa*, S. 15.

85 Vgl. dazu den instruktiven Forschungsüberblick bei *Jürgen Zinnecker*, Die »transgenerationale Weitergabe« der Erfahrung des Weltkrieges in der Familie. Der Blickwinkel der Familien-, Sozialisations- und Generationenforschung, in: *Radebold*, *Transgenerationale Weitergabe*, S. 141–154.

86 *Francesca Cappelletto*, Kriegserinnerungen in zwei Dörfern der Toskana. Vom autobiographischen zum sozialen Gedächtnis, in: *Tschuggnall*, *Erinnerung & Emotion*, S. 7–34, hier: S. 18.

kollektiver Fixpunkt für eine Dorfgeschichte, deren ständige und ritualisierte Wiederholung dem Individuum Identität und der Gruppe ein homogenes und normatives Selbstbild verspreche, wie Cappelletto zusammenfasst: »Durch diese kultivierten narrativen Erinnerungen an eine zutiefst beängstigende Erfahrung entwickelt sich Solidarität zwischen jenen, die die zugrunde liegende Erfahrung gemacht haben, und jenen, die an der Situation der Erzählung partizipieren.«<sup>87</sup>

Auch bei diesem »kommunalen Gedächtnis« ist also Kommunikation das Stichwort, mit dem sich die wechselseitige Überschreibung von Erinnerungen erklären lässt. Hinzu kommen aber noch zwei weitere Faktoren: Rituale wie Gedenkveranstaltungen und Räume als Erinnerungsorte – letztere sogar im doppelten Wortsinn. Denn der dörfliche Raum fungiert für die Zeitzeugen nicht nur als »gemeinschaftlicher Referenzpunkt«, von dem aus die Rekonstruktion des Geschehenen erheblich erleichtert wird. Zugleich dient er den Nachgeborenen und Unbeteiligten als »Projektionsfläche« für Erzählungen, die sich dank realer visueller Eindrücke zu kollektiven »Erinnerungsbildern«<sup>88</sup> verdichten können.

Auch Nicole Mehring geht in diesem Band der Bedeutung von Räumen für Erinnerungen nach. Sie versteht Luftschutzbunker als Erinnerungsorte ebenfalls im doppelten Wortsinn, nämlich erstens als Räume, in denen Erinnerungen mittels einer besonderen Atmosphäre evoziert werden, und zweitens als Orte, die im Sinne der »lieux de mémoire« Projektionsflächen für spätere Rekonstruktionen sind.<sup>89</sup> Die seit einigen Jahren vielerorts entstehenden Bunkermuseen eröffneten demnach kollektive »Leseangebote«, da sie in der Anordnung von Texten und Bildern in authentischen Räumen »sinnstiftende Erzählungen«<sup>90</sup> entwerfen. Problematisch seien diese Metanarrationen in ihrer Tendenz zur »Wechselrahmung«, da sie sich meist auf das Erzählen einer Opfergeschichte konzentrierten, in der mit Hilfe visueller Analogien das Leid der Deutschen mit denen der KZ-Opfer parallelisiert werde: Der ausgestellte Koffer eines Bombenflüchtlings kann demnach zwar eine »besondere Aura für Erinnerungen« erzeugen, aber mit seinem Verweis auf das Symbolfeld der Deportationen auch eine affektive Emotionalisierung bewirken, die einer kollektiven Entlastung und Selbstviktimisierung der deutschen Bombenopfer vorangehe.<sup>91</sup> Mehrings kritische Einwände legen folglich nicht nur den Zusammenhang von Emotion und Erinnerung, sondern auch den von Emotionen und Erinnerungspolitik offen.

Eine dritte Studie zum Zusammenhang von Raum und Erinnerung mutet zunächst etwas ungewöhnlich an: Jan D. Reinhardt untersucht aus soziologischer Perspektive Kneipen als Erinnerungsorte. Diese dienten zum einen als Generatoren »emotionaler Erinnerungen«, da Kneipen durch eine außerordentliche »Affektladung« gekennzeichnet seien und Erinnerungen visuell, akustisch, »taktil, geschmacklich und olfaktorisch« gefördert würden. Zum anderen sei die Kneipe als »Sozialraum« ein »Biographiegenerator«, da hier im Austausch von Erfahrungen Identitätswürfe stabilisiert oder korrigiert würden.<sup>92</sup> Obwohl sich die tatsächliche Bedeutung von Kneipen für Identitätswürfe sicherlich diskutieren ließe, knüpft dieses Fallbeispiel an wichtige Erkenntnisse der neurowissenschaftlichen Erinnerungsforschung an: Denn nicht allein das Kommunikative und

87 Ebd., S. 30.

88 Alle Zitate ebd., S. 26.

89 Vgl. dazu auch *Marc Buggeln/Inge Marßolek*, *Der Bunker*, in: *Alexa Geisthövel/Habbo Knoch* (Hrsg.), *Orte der Moderne. Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt/Main/New York 2005, S. 281–289.

90 *Nicole Mehring*, *Funktionale Architektur – emotionale Erinnerungen. Luftschutzbunker als Erinnerungsorte in der Bundesrepublik seit den 1990er Jahren*, in: *Tschuggnall, Erinnerung & Emotion*, S. 83–104, hier: S. 90–91.

91 *Mehring*, S. 99–101.

92 *Jan D. Reinhardt*, *Die Kneipe als Generator emotionaler Erinnerungen*, in: *Tschuggnall, Erinnerung & Emotion*, S. 105–129, hier: S. 115.

Narrative, auch das Visuelle, Akustische und Haptische müssen als Erinnerungsfaktoren berücksichtigt werden. Aus der Psychoanalyse und Soziologie, so lautet daher ein wichtiges Ergebnis dieses Bandes, kann sich die Geschichtswissenschaft nicht nur für die unbewusste und emotionale Seite von Erinnerungen sensibilisieren lassen, sondern auch für die Bedeutung von Räumen, Gerüchen und Geräuschen. Wie stark beispielsweise der Klang von Luftschuttsirenen und Flugzeugmotoren oder der Geruch von Feuer und feuchtem Beton als Erinnerung von Zeitzeugen des Luftkriegs verankert ist, kann der Verfasser aus eigener Erfahrung in einem Interview-Projekt bestätigen. Neben dem Nutzen von *spatial*, *acoustic* oder *iconic approaches* unterstreichen die drei letztgenannten Beiträge die Ergiebigkeit Mikrostudien für kollektive Erinnerungsforschungen, wenn man die Wechselwirkung von autobiografischen und Gruppen-Gedächtnissen untersuchen will.

Der Erforschung kollektiver Gedächtnisse fühlt sich auch ein voluminöser Sammelband des Literaturwissenschaftlers Günter Oesterle verpflichtet. »Erinnerungskulturen« sind ja seit einigen Jahren sowohl ein produktives Forschungsfeld als auch ein nicht minder produktiver gleichnamiger Sonderforschungsbereich in Gießen. Dessen Bilanz aus der dritten Förderphase liegt nun in dieser Veröffentlichung vor, die sich nicht weniger als eine »Theoretisierung des kollektiven Gedächtnis«<sup>93</sup> in vergleichender und transnationaler Perspektive zum Ziel gesetzt hat. Neben Mediävisten, Alt- und Zeithistorikern beteiligen sich Literatur-, Medien-, Politik- und Sozialwissenschaftler an einer kulturvergleichenden Erforschung, die hier nur in Auswahl berücksichtigt werden kann. So entwerfen die literatur- und philosophiewissenschaftlichen Aufsätze zwar ein eindrucksvolles Tableau an Gedächtniskonzepten von der Antike bis heute und weisen darauf hin, dass aktuelle Diskussionen um den »Speicher-« oder Funktionscharakter von Gedächtnissen keineswegs so neu sind, wie man angesichts der »Memorymania« glauben könnte.<sup>94</sup> Für den hier angestrebten Forschungsüberblick sind indes Beiträge wie der von Marcus Sandl ergiebiger.

Sandl setzt sich mit dem Erinnerungsmodell des Sonderforschungsbereichs auseinander und geht dabei der »Historizität von Erinnerungen« auf unterschiedlichen Ebenen nach.<sup>95</sup> Als »Topologie der Erinnerungskulturen«<sup>96</sup> unterscheidet er drei Dimensionen kollektiver Erinnerungen, aus denen sich Untersuchungsperspektiven und -schwerpunkte ableiten. Auf der ersten Ebene verortet Sandl den gesellschaftlichen Kontext des Erinnerns: Zeitgenössische Kommunikationsformen, allgemeine soziale Entwicklungen und gesellschaftspolitische Debatten zum Zeitpunkt des Erinnerns bilden demnach die Basis, auf der die zweite Ebene spezifischer Erinnerungskulturen gründet. Sandl erfasst hier Erinnerungsmotive und -techniken bestimmter Gruppen oder verschiedene Erinnerungsgattungen wie Kunst, Literatur und Zeitungen. Das tatsächliche »Erinnerungsgeschehen«,

93 Günter Oesterle, Einleitung, in: *ders.* (Hrsg.), *Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung (Formen der Erinnerung, Bd. 26)*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2006, 685 S., kart., 98,00 €, S. 11–28, hier: S. 27.

94 Aufschlussreich ist diesbezüglich u. a. der Beitrag zu erinnerungstheoretischen Überlegungen bei Karl Hermann Scheidler und Christian Wolff, deren »modern anmutende Gedächtniskonzeptionen« von Frank Grunert mit Welzers Modell des kommunikativen Gedächtnisses verglichen werden. *Frank Grunert*, Die Marginalisierung des Gedächtnisses und die Kreativität der Erinnerung. Zur Gedächtnistheorie der deutschen Aufklärungsphilosophie, in: *Oesterle*, S. 29–51, hier: S. 45.

95 Bisher finden sich zu diesem Konzept des Sonderforschungsbereichs eher handbuchartige Erläuterungen wie der gute Überblick bei *Astrid Erll*, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskultur. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar 2005, S. 34–36.

96 *Marcus Sandl*, Historizität der Erinnerung/Reflexivität des Historischen. Die Herausforderung der Geschichtswissenschaft durch die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung, in: *Oesterle*, S. 89–119, hier: S. 100.

also die konkrete Inszenierungsform der Erinnerungskultur, z. B. eine Gedenkveranstaltung, eine Denkmalssetzung oder Ausstellungseröffnung, wäre demnach auf einer dritten Ebene beheimatet. Sinnvoll erscheint dieses Mehrebenenkonzept als heuristisches Modell für eine arbeitspragmatische Differenzierung kollektiver Gedächtnisse: Während sich die erste Ebene in sozial-, politik-, diskurs- oder mentalitätsgeschichtlicher Perspektive bearbeiten ließe, müssten auf der zweiten Ebene institutions- und alltagsgeschichtliche, auf der dritten Performanztheorien hinzugezogen werden, mit denen sich der »Geschehnischarakter«<sup>97</sup> des Erinnerens erfassen ließe.

Einer stärkeren Segmentierung des kollektiven Gedächtnisses geht auch Hartmut Bergenthum nach, allerdings auf horizontaler Ebene. Er sieht die kollektive Erinnerung durch »Multiperspektivität und Vielstimmigkeit« gekennzeichnet, so dass man weniger von einer Erinnerungskultur als von zahlreichen Erinnerungssubkulturen sprechen müsse. Damit sieht Bergenthum ebenfalls die oben bereits problematisierte »binäre Opposition«<sup>98</sup> zwischen individueller und kollektiver Erinnerung grundlegend in Frage gestellt, sei doch das Kollektive in seiner Multiperspektivität ungemein subjektiv, eine Erinnerungssubkultur immer das Ergebnis kommunikativer Aushandlungsprozesse. Für Bergenthum und Sandl ist diese Subjektivität des Kollektiven nicht zuletzt bemerkenswert, weil sich so eine Dichotomie zwischen Erinnerungskultur und Geschichtswissenschaft aufheben lässt und letztere als Teil der Erinnerungskultur verstanden werden kann. Die Erforschung von Erinnerungskulturen könne daher dazu dienen, »Kategorien der Selbstbeschreibung« zu entwickeln bzw. die »Standortbedingtheit« der Geschichtswissenschaft zu reflektieren.<sup>99</sup> Diese, so könnte man diesen selbstreflexiven Diskurs zusammenfassen, ist insofern immer auch Erinnerungskultur, als dass Historiker stets subjektiv, rekonstruktiv, gegenwartsbezogen und gesellschaftskompatibel operieren.

Da diese Erkenntnis nicht erst seit der Erforschung von Erinnerungskulturen Aufmerksamkeit gefunden hat<sup>100</sup>, dürfte in der Gedächtnisforschung eher die von Sandl und Bergenthum angeregte Unterteilung von Erinnerungskulturen Aufmerksamkeit finden. In diesem Zusammenhang wäre auch Günter Lottes' Beitrag zu »Erinnerungskulturen zwischen Psychologie und Kulturwissenschaft« heranzuziehen. Obgleich der Titel zunächst (ent)täuscht, weil Lottes »gar nicht erst in Anspruch nehmen« will, »einen interdisziplinären Brückenschlag auch nur vorzubereiten«<sup>101</sup>, gibt seine Typologisierung verschiedener »Erinnerungsgemeinschaften« weitere Anregung für eine Differenzierung kollektiver Gedächtnisse. Ob hierfür gerade die von ihm benannten Erinnerungsgemeinschaften der Generation, des sozialen Milieus und der Nation besonders brauchbare analytische Kategorien sind, darf allerdings bezweifelt werden: Die nationale Zuordnung brächte beispielsweise eine Erinnerungsgemeinschaft hervor, die kaum weniger universale Züge trüge als das kollektive Gedächtnis.

Außerdem machen Beiträge wie der von Sabine Damir-Geilsdorf und Béatrice Hendrich deutlich, dass gerade das letztgenannte Referenzsystem, die Nation als »vorgestellte politische Gemeinschaft«<sup>102</sup>, in letzter Zeit brüchig geworden ist. Am Beispiel der Verbreitung muslimischer »Endzeitnarrationen« im Internet zeigen sie die Grenzen des nationa-

97 Ebd., S. 108.

98 Hartmut Bergenthum, *Geschichtswissenschaft und Erinnerungskulturen. Bemerkungen zur neueren Theoriedebatte*, in: Oesterle, S. 121–162, hier: S. 126.

99 Sandl, S. 99; Bergenthum, S. 141.

100 Vgl. Lutz Niethammer, *Gedächtnis und Geschichte. Erinnernde Historie und die Macht des kollektiven Gedächtnisses*, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 32–37.

101 Günther Lottes, *Erinnerungskulturen zwischen Psychologie und Kulturwissenschaft*, in: Oesterle, S. 163–184, hier: S. 164.

102 Vgl. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines erfolgreichen Konzepts*, Frankfurt/Main/New York 1988, S. 15.

len Erinnerungsrahmens auf und weisen mit den neuen Medien auf die Macht visueller Selbstinszenierungen hin. Dem würden Claus Leggewie und Erik Meyer wohl beipflichten, bezeichnen sie doch »die visuelle Dimension medialer Repräsentation«<sup>103</sup> als immer wichtigeren Referenzrahmen für individuelle Erinnerungen, der dringend einer spezifischen Analyse, einer »verstärkten Berücksichtigung von Bildern bei der Erforschung von Erinnerungskulturen« bedürfe. Die PC- und Internet-Revolution führe ja nicht nur zu neuen Wahrnehmungs- und Erinnerungsmustern. Der »globalisierte Bildervorrat« neuer Medien löse zugleich individuelle Erinnerungen aus »lokalen Kontexten«, so dass der kollektive Referenzrahmen heutzutage vor allem die »ikonisch strukturierte Unterhaltungsöffentlichkeit«<sup>104</sup> sei – was die Bedeutung von Milieus oder Nationen zunehmend in Frage stelle.

An einem ganz anderen Beispiel relativiert Winfried Speitkamp die Bedeutung nationaler Bezüge für individuelle und kollektive Erinnerungen. Am *nation building* und der »Vergangenheitsbewältigung« afrikanischer Staaten kann er zeigen, dass ethnische Bindungen bzw. der »Tribalismus« sehr viel stärkere Bindekraft für Erinnerungsgemeinschaften aufweisen können als die Nation.<sup>105</sup> In diesem Zusammenhang wäre auch der Aufsatz von Claudia Althaus über »Erinnerungen von Frauen« an den Zweiten Weltkrieg und an die Nachkriegszeit zu nennen.<sup>106</sup> Althaus hebt gegenüber gesellschaftlichen und politischen Erinnerungskontexten die Bedeutung individueller Sozialisationsfaktoren für die Konstruktion autobiografischer Erinnerungen hervor: »Geschlechts-, Schichten- und Generationszugehörigkeit«, aber auch das Alter, die »Stufe im Lebenszyklus«<sup>107</sup> hätten derart großen Einfluss auf das Erzählen einer Lebensgeschichte, dass diese der offiziellen Erinnerungskultur und nationalen Basiserzählungen oft widersprächen.

Alles in allem scheint die Nation also ein eurozentristischer und veralteter, auf jeden Fall aber zu grober Untersuchungsrahmen zu sein, der kaum den wichtigsten, geschweige denn einzigen Bezugspunkt für Erinnerungen setzt. Der gegenwärtige Trend der Erinnerungskulturforschung zur Differenzierung von Erinnerungssubkulturen und Segmentierung verschiedener Ebenen dürfte nicht nur diesem Befund Rechnung tragen, sondern zudem die Gedächtnisforschung mit heuristischen Modellen zur Eingrenzung des sozialen Rahmens für autobiografisches und Familiengedächtnis voranbringen. Zugleich weisen Beiträge wie die von Leggewie und Meyer darauf hin, dass neue Repräsentationsformen von Film, Fernsehen und Internet für Erinnerungen in der modernen Mediengesellschaft stärker berücksichtigt werden müssen.

In dieser Hinsicht klingt Waltraud »Wara« Wendes Sammelband »Krieg und Gedächtnis« ungemein vielversprechend. Leider geht es ihr und einem Großteil der Beiträge weniger um Erinnerungen an den Krieg, wie der Titel vermuten lässt, als um die mediale Inszenierung von Kriegen und deren Nachwirkung als »kulturabhängige Interpretationsleistungen«.<sup>108</sup> So fügt Wende in ihrer »Einführung« zwar pflichtschuldig einen Verweis auf Jan Assmann ein, konzentriert sich ansonsten aber ganz auf Herfried Münklers Ar-

103 Claus Leggewie/Erik Meyer, Geschichtspolitik in der Mediengesellschaft, in: Oesterle, S. 663–676, hier: S. 666.

104 Ebd., S. 664, 674.

105 Winfried Speitkamp, Erinnerung und Nation in Afrika, in: ebd., S. 537–553.

106 Claudia Althaus bezieht sich dabei auf die Quellenedition mit Lebensgeschichten bei Margret Dörr, »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach, 3 Bde., Frankfurt/Main/New York 1998.

107 Claudia Althaus, Geschichte, Erinnerung und Person. Zum Wechselverhältnis von Erinnerungsresiduen und Offizialkultur, in: Oesterle, S. 589–609, hier: S. 591–592.

108 Waltraud »Wara« Wende, Krieg ist immer – Die Medien und der Krieg, in: dies. (Hrsg.), Krieg und Gedächtnis. Ein Ausnahmezustand im Spannungsfeld kultureller Sinnkonstruktionen, Königshausen & Neumann, Würzburg 2005, 427 S., kart., 39,80 €, S. 10–24, hier: S. 16.

beiten zu neuen Kriegen. Enttäuschend ist dabei, dass Wendes Einführung jeglichen Verweis auf folgende Beiträge vermissen lässt und sich damit der methodischen Grundlagenarbeit zu »Krieg und Gedächtnis« entledigt. Dabei zeigt nicht zuletzt ihr Beitrag über Vietnam-Filme als »Erinnerungsdokumente«, wie ertragreich eine Schärfung des Gedächtnisbegriffs aus medienkulturwissenschaftlicher Perspektive sein könnte.<sup>109</sup> Für die Geschichtswissenschaft drängt sich eine Erforschung des Zusammenhangs von Krieg und Gedächtnis ja geradezu auf, haben Kriege als »Erinnerungsschleusen«<sup>110</sup> doch offenbar außerordentlichen Einfluss auf individuelle und kollektive Erinnerungsformen, wie bereits Reinhart Koselleck festgestellt hat.

Neben dem bereits an anderer Stelle veröffentlichten »Klassiker« Harald Welzers<sup>111</sup> oder den sehr persönlichen Anmerkungen Jürgen Reuleckes<sup>112</sup>, lässt sich hierzu Marianne Vogels Überblick über die Erinnerungsgeschichte der »Völkerschlacht« von 1813 hervorheben. An der ebenso abwechslungs- wie konfliktreichen Gedenkgeschichte des »Völkerschlacht«-Denkmals bei Leipzig zeichnet sie Motive und Erinnerungsstrategien wichtiger Erinnerungsakteure nach. Vom wilhelminischen Bürgertum über Friedensinitiativen der SPD in der Weimarer Republik und nationalsozialistische Instrumentalisierungen zieht sich die Entwicklung bis in die heutige Zeit zu geschichtspolitischen Auseinandersetzungen zwischen Antifa- und rechtsradikalen Gruppen.<sup>113</sup> In dieser Analyse einzelner Akteure scheint ein wichtiger Schlüssel zur Erinnerungskulturforschung zu liegen, mit dem das kollektive Gedächtnis in Erinnerungssubkulturen differenziert werden kann, wie oben genannte Beiträge vorgeschlagen haben. An politischen Initiativen, Parteien oder Verbänden zeichnet sich eine gut zu untersuchende Schnittstelle zwischen individuellen Erinnerungen und kollektiven Repräsentationsformen ab, müssen Erinnerungsakteure doch individuelle Bedürfnisse in einen kollektiven Konsens der Erinnerungsgemeinschaft überführen. Mit Erinnerungsakteuren, das belegt auch Hub Hermanns' Beitrag zur spanischen Erinnerung an den Bürgerkrieg<sup>114</sup>, bekommen Erinnerungssubkulturen eine Art Biografie, die sie als Untersuchungsobjekt greifbarer werden lässt.<sup>115</sup>

Der Hauptteil des Bandes konzentriert sich indes ganz auf die Darstellbarkeit und Bildlichkeit des Krieges, wobei deren Folgen für die individuelle und kollektive Erinnerung zumindest mittelbar in einigen Beiträgen eine Rolle spielen. In diesem Zusammenhang

- 
- 109 Waltraud »Wara« Wende, Die Bilder vom Krieg und der Krieg der Bilder – Vietnam im internationalen Spielfilm, in: *Wende*, S. 366–387.
- 110 Reinhart Koselleck, Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten. Der Einfluss der beiden Weltkriege auf das soziale Bewusstsein, in: *ders.*, *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt/Main 2000, S. 265–287.
- 111 Unter dem selben Titel als Harald Welzer, Krieg der Generationen. Zur Tradierung von NS-Vergangenheit und Krieg in deutschen Familien, in: Klaus Naumann (Hrsg.), *Nachkrieg in Deutschland*, Hamburg 2001, S. 552–571.
- 112 Reulecke setzt sich in seinem Beitrag mit persönlichen Erlebnissen von Vaterlosigkeit und Belastungen im Alter auseinander und plädiert aus diesen Erfahrungen für eine »intensive interdisziplinäre Kommunikation« insbesondere zwischen Geschichts- und »Psychowissenschaftlern«. Jürgen Reulecke, Nachkriegsgeneration und ihre Verarbeitung des Zweiten Weltkriegs – einige exemplarische Befunde und persönliche Anmerkungen, in: *Wende*, S. 76–89, hier: S. 77, 87.
- 113 Marianne Vogel, Völkerschlacht und kollektives Gedächtnis – vom Ende des deutschen Kaiserreichs bis heute, in: *Wende*, S. 26–41, insb. S. 32–37.
- 114 Hub Hermanns, Krieg, Gedächtnis und Geschichtsfälschung – der spanische Bürgerkrieg, in: *Wende*, S. 42–57.
- 115 Methodische Überlegungen zur Analyse von »Erinnerungsakteuren« bietet u. a. Horst-Alfred Heinrich, Geschichtspolitische Akteure im Umgang mit der Stasi: Eine Einleitung, in: Claudia Fröhlich/Horst-Alfred Heinrich (Hrsg.), *Geschichtspolitik. Wer sind ihre Akteure, wer ihre Rezipienten?*, Stuttgart 2004, S. 9–32.

ist die von Klaus Kreimeier, Rainer Leschke und Joachim Paech hervorgehobene Ambivalenz der medialen Inszenierung von Kriegen interessant. Demnach verdichteten sich in Kriegsbildern menschliche Grenzerfahrungen zwar in einmaliger Intensität. Gleichwohl ist diese erst dank medialer Ästhetisierung kollektiv wahrnehmbar und im »kulturellen Gedächtnis« tradierbar.<sup>116</sup> An dieser Stelle ließe sich im Grunde an die Ergebnisse zur familiären Tradierung von Erinnerungen anknüpfen: Je unschärfer das Bild des Krieges, desto größer ist die Projektionsfläche und umso wahrscheinlicher die mediale Traditionsbildung. Zu Recht hat Knud Hickethier deshalb von Film und Fernsehen als »Agentur der Erinnerungsarbeit«<sup>117</sup> gesprochen, von der das individuelle mit dem kollektiven Gedächtnis verknüpft werde.

Was Hickethier für mediale Agenturen behauptet hat, lässt sich als Gesamttendenz zur Erforschung kollektiver Gedächtnisse festhalten: Während Studien zu individuellen Erinnerungsformen das Wechselverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft betonen, werden kollektive Erinnerungsformen umgekehrt immer enger an die individuelle Mediennutzung oder an persönliche Sozialisationserfahrungen, an spezifische Erinnerungsgemeinschaften und -milieus sowie an einzelne Erinnerungsakteure gebunden. Erinnerungskulturen lassen sich auf unterschiedlichen Ebenen bis in einzelne Erinnerungssubkulturen differenzieren, die an individuelle Sehgewohnheiten, Sinnstiftungsbedürfnisse und Identitätswürfe anknüpfen, oder kurz: Das kollektive Gedächtnis wird von der Forschung zunehmend individualisiert, gewissermaßen »sozialisiert«.

Trotz solcher Fortschritte bliebe ein Kritikpunkt, der für die Gedächtnisforschung insgesamt symptomatisch erscheint: der nach wie vor schwache interdisziplinäre Austausch. Denn obgleich die Forderung nach Interdisziplinarität in sämtlichen Einleitungen immer wieder beschworen wird, bleibt es meist bei diesen ostentativen Forderungen. Zumindest kann sich Interdisziplinarität kaum darin erschöpfen, dass Beiträge von Zeithistorikern, Mediävisten, Literatur- und Sozialwissenschaftlern in einem Sammelband veröffentlicht werden. Zwar entfaltet sich in solchen Veröffentlichungen ein beeindruckendes Spektrum vielfältiger Forschungsschwerpunkte, aber selten glänzen diese auch durch gegenseitige Bezüge. Dies erscheint umso erstaunlicher, als sich kulturwissenschaftliche Beiträge immer noch einem vergleichsweise einheitlichen Kanon verpflichtet fühlen: Maurice Halbwachs, Jan und Aleida Assmann und Pierre Nora, vielleicht noch Marcel Proust oder Aby Warburg sind hier die üblichen Stichwortgeber, die stets aufs Neue zusammengefasst werden. Dabei machen nicht nur die neurowissenschaftlichen, sondern auch psychoanalytische und biografietheoretische Ansätze deutlich, wie sehr vor allem die Geschichtswissenschaft von einem Blick von und nach Außen profitieren könnte.

Selbstverständlich ist die Kritik mangelnder Interdisziplinarität ebenso gängig wie wohlfeil, erfordert diese ja auch ungeheure Disziplin, wie selbst das gelungene *joint venture* von Harald Welzer und Hans J. Markowitsch zeigt: Im »autobiographischen Gedächtnis« machen beide Autoren kein Hehl aus den gewaltigen Kooperationsproblemen zwischen Kultur- und Naturwissenschaften, die sich nicht erst in methodischen, sondern bereits bei ganz praktischen Fragen wie der Veröffentlichungspraxis ergeben.<sup>118</sup> In diesem Zusammenhang könnte man Karl Valentins bekannte Umschreibung von Kunst variieren: Interdisziplinarität ist schön, macht aber viel Arbeit. Umso wichtiger erscheint deshalb eine interdisziplinäre Verständigung über zentrale Begriffe und Diskussion der

116 Vgl. Klaus Kreimeier, Kriegsfotografie, in: *Wende*, S. 285–305; Rainer Leschke, Von den Schwierigkeiten vom Krieg zu erzählen – zur medialen Choreographie eines gesellschaftlichen Ereignisses, in: *Wende*, S. 306–327; Joachim Paech, Der Krieg als Form im Medium der Fotografie und des Films, in: *Wende*, S. 328–345, hier: S. 328.

117 Knud Hickethier, Der Krieg, der Film und das mediale Gedächtnis, in: *Wende*, S. 347–365, hier: S. 349, 358, 363.

118 Vgl. Welzer, *Autobiographisches Gedächtnis*, S. 7–15, insb. S. 13.

disziplinären Perspektiven und Leerstellen, mit denen sich Überschneidungen, aber auch Grenzen definieren lassen. Dann könnte, wie Dorothee Wierling ihre Erfahrungen aus einem Projekt von Historikern und Psychoanalytikern zur Tradierung von Luftkriegserfahrungen kommentiert hat, aus der interdisziplinären »Neugier auf das Material und aufeinander« das »Projekt Interdisziplinarität«<sup>119</sup> auch zu neuen Erkenntnissen für die Gedächtnisforschung führen.

## VI. GEDÄCHTNISGESCHICHTE? PERSPEKTIVEN FÜR DIE GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Bislang bleibt die interdisziplinäre Bilanz aus geschichtswissenschaftlicher Sicht allerdings eher ernüchternd. Die Aufregung, von der etwa die Rezeption neurowissenschaftlicher Studien unter Historikern begleitet wird, steht in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Bedeutung für die historische Forschung oder Theoriebildung.<sup>120</sup> Sozialwissenschaftlern, Sozial- oder Neuropsychologen wie Niels Birbaumer und Harald Welzer fällt die Arbeit mit neurobiologischen Forschungen demgegenüber sehr viel leichter. Insofern scheint abschließend die Frage angebracht, woher diese eigentümliche Zurückhaltung ausgerechnet der Historiker rührt, wenn Erinnerung und Gedächtnis doch zu Zentralbegriffen der Geschichtswissenschaft avanciert sind.

Eine ebenso einfache wie grundlegende Ursache dürfte bei disziplinspezifischen Auffassungen vom Untersuchungsgegenstand liegen. Neurowissenschaftliche Forschungen basieren auf Experimenten und Beobachtungen, auf der Auswertung von Mess- und bildgebenden Verfahren, vor allem aber operieren sie in einem Modus, der Historikern naturgemäß fremd ist, zielen sie doch auf die Beschreibung gegenwärtiger Prozesse.<sup>121</sup> Diese Gegenüberstellung ist weniger banal, als sie auf den ersten Blick erscheint, markiert sie doch nicht nur unterschiedliche Vorgehen, sondern verschiedene Forschungsinteressen: Erinnerungen materialisieren sich dem Historiker als Text, als Interview, als Bild oder Symbol, weil sie so dem geschichtswissenschaftlichen Quellen- und Selbstverständnis entsprechen, oder kurz: Die Geschichtswissenschaft hat kein Interesse am Gehirn an sich, sondern an dessen (Er-)Zeugnissen, an sprachlich fixierten Erinnerungen, also an Erzählungen als »Hypothesen über die Vergangenheit«<sup>122</sup>, bzw. an individuellen oder kollektiven Erfahrungen, die sich in privaten und gesellschaftlichen Handlungen niederschlagen.

Dank dieses Forschungsinteresses endet im Übrigen auch Johannes Frieds Weg zu einer gedächtniskritischen Geschichtswissenschaft über die »neurobiologischen Grundlagen«<sup>123</sup> letztlich wieder bei einer – zweifellos ambitionierten – Quellenkritik, wie Alexander Kraus und Birte Kohtz festgestellt haben.<sup>124</sup> Gleichwohl lassen sich deren Konsequenzen aus

119 Dorothee Wierling, Projekt Interdisziplinarität: Beiträge der Geschichtswissenschaft zur Untersuchung transgenerationaler Weitergabe von Kriegserfahrungen, in: Radebold, Transgenerationale Weitergabe, S. 240–246, hier: S. 246.

120 Vgl. die kritische Auseinandersetzung bei Markus Völkel, Wohin führt der »neuronal turn« die Geschichtswissenschaft?, in: Christian Geyer (Hrsg.), Hirnforschung und Willensfreiheit. Zur Deutung der neuesten Experimente, Frankfurt/Main 2004, S. 140–142.

121 Vgl. zum Folgenden Otto Gerhard Oexle, Begriff und Experiment. Überlegungen zum Verhältnis von Natur und Geschichtswissenschaft, in: Vittoria Borso/Christoph Kann (Hrsg.), Geschichtsdarstellung. Medien – Methoden – Strategien, Köln etc. 2004, S. 19–56.

122 Andreas Kablitz, Geschichte – Tradition – Erinnerung? Wider die Subjektivierung der Geschichte, in: GG 32, 2006, S. 220–237, hier: S. 237.

123 Fried, Schleier der Erinnerung, S. 53.

124 Ein treffendes Beispiel ist hierfür Frieds Auseinandersetzung mit Speers »Erinnerungen« als Beispiel einer »kognitionswissenschaftlich kontrollierten Gedächtniskritik« und im Dienste einer »Psychohistorie«, nach der man »die individuelle Disposition des Zeugen« sowie die



der Hirnforschung wie die von Kraus und Koitz angeregte Nutzung autobiografischer Zeugnisse als »Sonde« historischer Umstände und als Quelle »subjektiver Realität«<sup>125</sup> ebenfalls kaum als Neuausrichtung der Geschichtswissenschaft verstehen. Offenbar bleiben Erinnerungen, geschichtswissenschaftlich gesehen, trotz aller *iconic, spatial* oder *neuro-nal turns* nach wie vor Quellen und damit kommunikativ bzw. schriftlich fixierte Erzählungen: Historiker erforschen keine Gedächtnisse, auch keine historischen, sondern »Substrate menschlicher Erfahrungen«<sup>126</sup> bzw. »Substrate vergangener Kommunikation«<sup>127</sup>, wie Volker Depkat zur Diskussion um das Verhältnis von Geschichts- und Neurowissenschaften resümiert hat.

Diese narratologische Sicht auf Erinnerungen ist im Übrigen nicht unbedingt von Nachteil. Letztlich müssen auch Neurowissenschaftler ihre Ergebnisse versprachlichen, sind Gehirnaktivitäten an sich wenig aussagekräftig und selbst die Zuordnung von Hirnregionen mit Gedächtnisfunktionen nach wie vor umstritten.<sup>128</sup> Insofern sind aktuelle Meldungen wie die Titelstory des *Spiegels*, dass »der Memory-Code« von Neurobiologen und Informatikern vor kurzem geknackt worden sei<sup>129</sup>, bei genauerem Hinsehen weniger aufregend als erwartet. Denn sobald man unter Erinnerungen mehr als neuronale Reize, Reaktionen und Konditionierungen versteht, man also komplexere Zusammenhänge, gar Emotionen oder autoethisches Bewusstsein erforschen möchte, müssen Eindrücke und Wahrnehmungen des Gehirns kommuniziert werden, wird also jeder Forscher wieder auf die Sprache zurückgeworfen. Genau hier, in dem untrennbaren Zusammenhang von Sprache und Erinnerung<sup>130</sup>, könnte insofern ein weiteres jener »Konvergenzfelder« zwischen Geistes- und Neurowissenschaften liegen, von denen Markowitsch und Welzer gesprochen haben.

Vor interdisziplinären Großunternehmungen wie dem einer »neurokulturellen Geschichtswissenschaft« sollte indes die innerdisziplinäre Verständigung intensiviert werden, denn zum einen sind Nutzen und Reichweite geschichtswissenschaftlicher Gedächtnisforschung unter Historikern nicht unumstritten. Und zum anderen muss Interdisziplinarität ja keineswegs bedeuten, dass alle alles machen können, geschweige denn sollen. Bevor also Historiker neuronale Netzwerke mit bildgebenden Verfahren beobachten oder ihre Zeitzeugen auf die Couch legen, sollen aus den hier skizzierten Forschungsergebnis-

---

»Rückkopplungseffekte zu seinem gesellschaftlichen Umfeld« bei der Untersuchung von Erinnerungszeugnissen berücksichtigen müsse. *Johannes Fried*, Erinnerung im Kreuzverhör. Kollektives Gedächtnis, Albert Speer und die Erkenntnis erinnerter Vergangenheit, in: *Dieter Hein/Klaus Hildebrand/Andreas Schulz* (Hrsg.), *Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse*, München 2006, S. 327–357, hier: S. 356–357.

125 Kraus, S. 855–856. Vgl. dazu auch *Volker Depkat*, Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: *GG* 29, 2003, S. 441–476.

126 So die geschichtsphilosophische Definition des Gedächtnisses bei *Gabriel Motzkin*, *Zeit, Gedächtnis und Theorie*, in: *Oesterle*, S. 53–68, hier: S. 67.

127 *Volker Depkat*, Rezension zu: *Fried, Johannes: Der Schleier der Erinnerung*, in: *H-Soz-u-Kult*, 11.02.2005, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-1-113>> [1.11.2006], S. 3.

128 Vgl. den Forschungsüberblick bei *Luiz Pessoa*, On the Relationship between Emotion and Cognition, in: *Nature Reviews Neuroscience* 9, 2008, S. 148–158. Pessoa plädiert auf Grundlage neuerer Studien dafür, dass künftige Forschungen von einem Zusammenspiel, von einer »orchestration of many brain areas« (S. 156) ausgehen müsse, da die vorherrschende Differenzierung von Hirnregionen nach kognitiver oder affektiver bzw. emotionaler Funktion fraglich sei.

129 So der Titel »Der Memory-Code. Forscher entziffern die Sprache des Gehirns«, in: *Der Spiegel*, 31.03.2008, S. 132–146.

130 Vgl. dazu den Überblick über die Forschungsdiskussion bei *Tschugnull*, *Sprachspiele*, S. 23–56.

sen drei Perspektiven entworfen werden, in denen die Geschichtswissenschaft zu einer Theoriebildung der Erinnerung sowie zur empirischen Fundierung der Gedächtnisforschung beitragen könnte.

Obgleich sämtliche Forschungen unisono eine Einbettung von Erinnerungsprozessen in ihren Kontext fordern, bleibt die Analyse dieser *cadres sociaux* bislang blass. Zumindest reicht der sporadische Bezug auf Filme oder der allgemeine Hinweis auf die Bedeutung von Sprache für Erinnerungsprozesse kaum aus. Überlegungen zum Umfeld des autobiografischen Gedächtnisses bei Welzer und Markowitsch oder vergangenheitspolitische Einbettungen des Familiengedächtnisses von Reiter eröffnen diesbezüglich neue Wege, an denen sich die erste Perspektive abzeichnet: Erinnerungen müssen stärker soziokulturell kontextualisiert werden. Sozialgeschichtliche Untersuchungen zu Erinnerungsmilieus, zu Erinnerungsgruppen und -akteuren wie Verbänden oder Parteien, zu Erinnerungsträgern wie Schule und Universität könnten dem autobiografischen und Familiengedächtnis neue Räume erschließen. Wenn das autobiografische Gedächtnis ein »biokulturelles Relais zwischen Individuum und Umwelt«<sup>131</sup> ist, sollten die Schnittstellen zwischen Gedächtnis, Gesellschaft und Kultur präzise verortet werden: Wo dockt dieses »Relais« tatsächlich an, welche gesellschaftlichen und kulturellen Bezüge bieten sich dem Gedächtnis zum Zeitpunkt des Erinnerns?<sup>132</sup>

Für solche Fragen kann an die Erinnerungskulturen-Forschung und hier wiederum an oben genannte Beiträge zur Differenzierung von Erinnerungssubkulturen und verschiedenen Ebenen kollektiver Gedächtnisse angeschlossen werden. Darüber hinaus müssten von geschichtswissenschaftlicher Seite auch medien- und migrationsgeschichtliche Studien hinzugezogen werden. Dass bisherige Studien kaum *das* Familiengedächtnis, weder in Deutschland noch in anderen europäischen Ländern, repräsentieren, haben bereits Claudia Lenz und Harald Welzer reflektiert, als sie angesichts ihrer europaweit vergleichenden Studie von der sukzessiven Ausbildung »transnationaler Erinnerungsräume«<sup>133</sup> gesprochen haben. Denn welche Tradierungsprozesse spielen sich in Familien mit Migrationshintergrund ab, in denen der nationale und kulturelle Referenzrahmen brüchig ist?<sup>134</sup> Und welche Bedeutung hat das Familiengedächtnis überhaupt in Zeiten zunehmender Globalisierung und Individualisierung? Ist die »Generation als Erinnerungsgemeinschaft«<sup>135</sup> für das autobiografische Gedächtnis nicht ebenso bedeutsam wie der familiäre Rahmen, so dass die Geschichtswissenschaft eine generationelle Einbettung von Erinnerungsprozessen untersuchen müsste?

Mit der soziokulturellen Kontextualisierung der Gedächtnisse geht eine zweite Perspektive einher, die ein Kerngeschäft der Geschichtswissenschaft betrifft: die Historizität von Erinnerungsprozessen. Bislang wird die Genese von Erinnerungen paradoxerweise meist von Nicht-Historikern betrieben, gehen psychoanalytische Konzepte zur Resilienz, zu Trauma oder zur Nachträglichkeit ja von einer »Geschichte« an Erfahrungen und Erinnerungen aus, die lebensgeschichtlich zurückverfolgt werden kann. Dieses Vorgehen hat viel für sich, wenn man die Ergebnisse neurowissenschaftlicher Studien ernst nimmt. Deren »erfahrungsabhängige« Beschreibung des Gedächtnisses sieht in Erinnerungsprozessen ja eine kontinuierliche Überschreibung durch neue Eindrücke, die an bestehende

131 *Markowitsch*, Das autobiographische Gedächtnis, S. 259.

132 Alexander Kraus und Birte Kohtz gehen sogar noch einen Schritt weiter und ziehen aus der engen Beziehung zwischen Umwelt und Erinnerung den Schluss, dass autobiografische Selbstzeugnisse als »Abdruck oder Spiegelbild« der jeweiligen Umgebung untersucht werden könnten; *Kraus*, S. 856.

133 *Welzer*, Opa in Europa, S. 12.

134 Vgl. *Viola B. Georgi*, Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland, Hamburg 2003.

135 *Ulrike Jureit*, Generationenforschung, Göttingen 2006, S. 114.

Erfahrungen anschlussfähig sein müssen. Im Status quo des Gedächtnisses sind folglich immer auch Spuren älterer Erfahrungen integriert, in die sich neue Eindrücke eingepasst haben – Erinnerung ist also nie voraussetzungslos.

Insofern ließe sich das Erzählen einer Lebensgeschichte ebenso wie das Schreiben einer Biografie nicht allein mit gegenwärtigen Motiven und Wahrnehmungen erklären und das autobiografische oder Familiengedächtnis nicht nur mit der zeitgemäßen Passung an Milieus, Gruppen, Generationen oder Gesellschaften, oder kurz: Selbst die noch so zeitgemäße Erinnerung ist immer erfahrungsabhängig. Mit dem Plädoyer für eine Historisierung von Erinnerungen ist also deren zeitgeschichtliche Einbettung gemeint, die Einbeziehung gesellschaftsgeschichtlicher Einflüsse in die *Genese* von Gedächtnissen. Für die Erforschung des Familiengedächtnisses ließen sich in diesem Sinne beispielsweise unterschiedliche »Momentaufnahmen« familiärer Erzählungen vergleichen. Mit der zeitgeschichtlichen Einordnung unterschiedlicher Untersuchungszeitpunkte wären wohl tatsächlich interessante Wandlungen der Erinnerung zu bemerken, wie Norbert Frei spekuliert hat: »So spricht alles dafür, dass jene inzwischen uralten Opas und Omas, die gegen Ende der Neunzigerjahre ehrfürchtigen Enkelkindern mit großer Erklärungsfreude über ihr Leben im Nationalsozialismus berichtet haben und weiter berichten, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren gegenüber ihren eigenen Kindern wesentlich weniger auskunftswillig gewesen sind.«<sup>136</sup> Mit gewisser Vorsicht könnte man die Frage nach der Historizität sogar auf die Sprache übertragen. Denn wenn Erinnerung und Sprache untrennbar miteinander verbunden sind, kann eine »Geschichte des Sagbaren«<sup>137</sup> Aufschluss über zeitgenössische symbolische Begriffe und Bezüge des *memory talk* bieten, mit dem zeitgemäße Lebensgeschichten entworfen werden. Auch das Reden über die Vergangenheit hat eben auch eine Geschichte. Das Gedächtnis ist demnach *Erinnerung*, zeitgemäße Anpassung an soziale und situative Bedürfnisse, und *Erfahrung* zugleich, also grundiert von vergangenen Eindrücken und Erlebnissen, die Historiker als sozialgeschichtlichen Rahmen berücksichtigen können. Aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive müsste man bei der Analyse von Erinnerungen folglich nicht nur nach der stets zeitgemäßen und situationsbedingten Modularisierung des Gedächtnisses, sondern ebenso »nach den Grenzen seiner Modulationskraft«<sup>138</sup> fragen.

In diesen beiden Perspektiven wären autobiografische, familiäre und kollektive Gedächtnisse in einer synchronen und einer diachronen Dimension zu erforschen. Und sowohl für die »zeitgemäße« Einbettung des Erinnerungsprozesses, die Erforschung des sozialen Umfelds zum Zeitpunkt des Erinnerns als auch für eine zeitgeschichtliche Genese von Gedächtnissen kann die Geschichtswissenschaft auf zahlreiche Forschungen zurückgreifen – ohne dass sich eine »gedächtniskritische Geschichtswissenschaft« neu erfinden müsste. Und nicht zuletzt ließe sich mit dem Zwillingsspaar Erinnerung und Erfahrung auch die Debatte um Sinn und Unsinn geschichtswissenschaftlicher Erinnerungsforschung versachlichen, womit die dritte und letzte Perspektive angesprochen wäre: die Binnenperspektive der Geschichtswissenschaft.

Bislang scheint sich die erregte Debatte über das Verhältnis von Geschichts- und Neurowissenschaften in erster Linie aus einer Quelle zu speisen: aus einem der Geschichtswissenschaft unterstellten Quellenpositivismus. Die Frage »wie hältst Du es mit der Erinnerung?« weist damit unmittelbar auf das Selbstverständnis des Historikers, was kaum zur Entspannung der Diskussion beiträgt. Als Wolf Singer in seinem vielzitierten Einfüh-

136 Norbert Frei, Parallele Universen? Warum wir nach den Schnittpunkten zwischen Historiographie und Familienerinnerung fragen sollten, in: WerkstattGeschichte 30, 2001, S. 69–72, beide Zitate S. 70.

137 Achim Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse, Tübingen 2001.

138 Depkat, Rezension, S. 2.

rungsvortrag zum 43. Historikertag in Aachen davon ausging, dass Historiker auf eine »objektive Rekonstruktion zurückliegender Vorgänge«<sup>139</sup> abzielten, erschien die Folgerung aus neuen Hirnforschungen nur konsequent: Die Geschichtswissenschaft müsse auf neurowissenschaftliche Füße gestellt und eine »neurobiologisch fundierte Quellenkritik«<sup>140</sup> betrieben werden, wie die *Zeit* die Debatte zusammengefasst hat. Nun wird man Neurowissenschaftlern wie Singer ein solches Verständnis von der Geschichtswissenschaft schwerlich zum Vorwurf machen wollen. Für Historiker hingegen könnte eine Binnenperspektive auf geschichtstheoretische Studien zur Konstruktivität von Geschichte oder zum Wechselverhältnis von Geschichtswissenschaft und Gegenwart den Blick für bereits bestehende Berührungspunkte zwischen neuro- und geschichtswissenschaftlichen Theorien schärfen.<sup>141</sup> Oder hat man diese angesichts neuer Erinnerungs-Konzepte einfach vergessen?

---

139 *Wolf Singer*, Wahrnehmen, Erinnern, Vergessen. Über Nutzen und Vorteil der Hirnforschung für die Geschichtswissenschaft: Eröffnungsvortrag des 43. Deutschen Historikertags am 26.09.2000 in Aachen, S. 2. Das Manuskript des Vortrags findet sich auf der Homepage des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung, Frankfurt/Main: <<http://www.mpib-frankfurt.mpg.de/global/Np/Pubs/Historikertag.pdf>> [02. Januar 2008].

140 Das betrogene Ich, in: *Die Zeit Wissen*, Nr. 5, 1.11.2005.

141 Vgl. hierzu die kritische Auseinandersetzung mit Johannes Fried und geschichtstheoretischen Überlegungen zum Umgang mit Erinnerungen bei *Niels Bierbaumer/Dieter Langewiesche*, Neuropsychologie und Historie – Versuch einer empirischen Annäherung. Posttraumatische Belastungsstörungen (PTSD) und Soziopathie in Österreich nach 1945, in: *GG* 32, 2006, S. 153–175, insb. S. 155–159.